P. o. germ.
1829 b

Vely

Bedingungen

Das Abonnement, welches im **Voraus** zu entrichten ist, beträgt bei Entnahme von **3 Bänden,** welche täglich getauscht werden können:

für einen Monat	2 Mk.
für drei Monate	5 „
für sechs Monate	9 „
für ein Jahr	16 „
Lesegebühr pro Band und Tag . .	6 Pfg.

Auswärtige Abonneten haben außerdem noch eine Gebühr von **20 Pfg. pro Monat** zu entrichten. Sie erhalten **6 Bände,** welche **wöchentlich einmal** auf ihre Kosten und Gefahr getauscht werden können.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich bar zu ersetzen.

Neu eintretende Abonnnenten haben eine Einlage — je nach Wert des Entnommenen — zu entrichten.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)

8 Löwengrube 8

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich

J. Lindauersche Universitäts-Buchhandlung

(Schöpping)

29 Kaufingerstraße 29

F. 1913. 3000

33152

Immaculata.

33/52

Immaculata..

Roman

von

E. Yely.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilian-pl 16

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1880.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Meinen theuren Oheimen

Ferdinand und Carl Tanner

liebevoll zugeeignet.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilian-pl. 16

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

An meinem sechzehnten Geburtstage.

„Das ist noch gar kein Alter", sagte Onkel Fridolin, als er mir heute Morgen einen Riesenstrauß weißer Rosen brachte und dann drei feierliche Küsse auf meine Stirn drückte. „Sechzehn Jahre — das ist, wie ein erster Tag im Leben". Er hat eine so wunderliche Art, der gute Onkel Fridolin, etwas gravitätisch, etwas possierlich, äußerst gutmüthig und dabei der künstliche Scheitel und der Tanzschritt — und ich habe ihn sehr lieb.

„Une bonne année, une bonne année, my dear", lispelte Miß Howard, meine governess, genau so, wie sie es schon vor sechs Jahren gelispelt. Mademoiselle Marion, — ich habe mich eigentlich nie um ihren Familiennamen bekümmert, weil sie mir als Marion so lieb war, die machte es freilich anders. Die nahm meinen schwarzen Kopf in ihre kleinen Hände, „potelées" waren sie, und ich habe noch nie wieder so hübsche gesehen, und küßte mich auf beide Wangen, wohl an die zwanzig Mal. „Ma Mignonne, bellezza benedetta ich wünsche Dir, daß Du einmal so glücklich, so glücklich wirst, wie es ton cher coeur et ta beauté verdienen". Und wenn ich fragte: „Was heißt glücklich sein, Mademoiselle Marion?" dann küßte sie mich wieder und es

schimmerte etwas in ihrem Auge wie eine Thräne — sie flüsterte: „Ein Schicksal haben, das dem der pauvre Marion nicht gleicht!“

Ich verstand sie nicht, aber Schwester Hildegard hörte Aehnliches einmal unvermuthet und sagte bei der Spazierfahrt der Mama: „Die Französin muß fort, sie hat auf das Kind mit ihrem exaltirten Wesen keinen günstigen Einfluß“.

Die arme Mama seufzte und erwiderte nichts, als: „Sie hat Steluza sehr lieb“.

„Das ist nicht Alles bei der Erziehung!“ meinte Hildegard mit ihren zwanzig Jahren und dem altklugen, vierzigjährigen Wesen. — Wie die arme Mama sie sich nicht allein nur körperlich über den Kopf wachsen lassen konnte?

Und dann kam ein Tag, an welchem ich sehr weinte, Mademoiselle Marion war fort. Niemand sagte mir, wohin und warum, niemand tröstete mich, selbst die arme Mama nicht, sie weinte auch, weil Jakob, der Aelteste, abgereist war. Wohin? In die Ferne. Und dann wurde nie mehr vom Bruder Jakob, den ich mit seinen blonden Haaren und blauen Augen und dem lustigen Wesen so gern gehabt, geredet. Er hatte mich auch gern, es konnte passiren, daß er ganz aufmerksam dem Clavierunterricht, den mir Mademoiselle Marion ertheilte, beiwohnte, auch Spaziergänge machte er mit uns, und wenn ich Mademoiselle bat, mir einen Kranz zu winden, so half er Blumen pflücken.

„Schreibt Jacques nicht?“ fragte ich einmal.

„Monsieur Jacques,“ hatte ihn Marion immer genannt.

„Nein!“

Und als ich wieder fragte, beim Speisen, da sah mich Herr van Geldern mit einem langen, sonderbaren Blick an. „Jakob ist todt — sprechen wir nicht mehr davon — niemals, Steluza“.

Ich wagte nicht zu weinen und doch that es mir unsäg-

lich weh, zu wissen, der lustige Jacques sei todt. Also, über Todte redete man nicht, das merkte ich mir, und als mein Papagei an der grünen Tapete starb, von der er gefressen, sprach ich nie mehr von ihm, aber ich wollte auch keinen andern.

Miß Howard kam. Sie war nicht exaltirt, sie lachte nicht so hell und weinte nicht so schmerzlich, als Marion. Sie deklamirte mir auch nicht, wie Jene, die Rolle der Phädra vor, wie sie sie von der Rachel gesehen. Rachel — „c'est tout, le génie, la gloire, l'immortalité", pflegte Marion zu sagen. Und dann erzählte sie mir, heimlich, den Finger auf den Lippen, daß sie selber ein Schauspielerkind sei und wie sie so gerne auch der Kunst angehört hätte, aber ihre Mutter — „Steluza, Du wirst das verstehen, wenn Du größer bist, die arme Mutter hat trübe Erfahrungen gemacht und darum — me voilà! Aber Herr van Geldern darf nicht wissen, daß ich ein Schauspielerkind bin".

„Oh, ce monsieur de Geldern!" welch eine Furcht sie vor ihm hatte, die hübsche Marion.

„Weißt Du, Mignonne, wenn ich reich wäre und aus einem so alten, verschnörkelten, winkelichen Hause, — oh, c'était autre chose. Mais" —

Ueber das mais mit dem Gedankenstrich kam sie nie hinaus.

Aber, nun war sie todt und Jakob todt, und die reservirte Miß Howard wünschte mir, Jahr aus, Jahr ein, am Geburtstag und New jears day „une bonne année".

Ja, sechzehn Jahre heute.

Wir sind auf dem Landgute, in Jakobshalde, es grünt und blüht Alles, und Augustrosen duften, die Springbrunnen plätschern drunten, und ich blicke über den herrlichen Garten hin und über die Wipfel des Parks, und sehe die blauen Wellenlinien der Berge. Oft wünsche ich, die Villa van Geldern

läge hoch auf einem Berge, aber das würde Herr Jakob van Geldern nicht lieben, er steigt nicht gern.

Als ich heute die Augen öffnete, sah ich das blasse Gesicht der armen Mama sich über das meine beugen; sie lächelte unter Thränen.

„Steluza, mein Stern, draußen blüht und duftet es — Du liebst es nicht, daß man die Blumen abbricht, so denke Dir der ganze Garten sei ein Bouquet, ein Kranz, Dir zu Ehren gewunden!“

„Wie hübsch Du das sagst, Mama! Wie schön das empfunden ist“.

Sie streichelte meine schwarzen Haare, wie ich es so gern habe.

„Und, Kind, ich kann auch sonst nicht viel geben — aber etwas —“

Wie verschämt holte sie eine vergilbte Schachtel hervor.

„Du hast Alles; Herr van Geldern versagt Dir ja keinen Wunsch, und ich konnte nicht nach der Stadt schreiben, der Nervenschmerz in meinem rechten Arm —“

„Ach, Du gute, kleine, liebe Mama, was bedarf es so vieler Entschuldigungen. Zeig' mir, was Du hast!“

Aber sie mußte doch noch einmal sagen: „Es ist so wenig“.

Nun endlich wurde der Deckel gehoben. Es war ein schlichtes, goldenes Medaillon, eine Art von antiker Form. Ich habe hübschere Schmucksachen, aber es gefiel mir gleich.

„Ist das ein Erbstück, Mama?“

„Ja, Kind!“

Ich drückte an der Feder, eine schwarze Haarlocke wurde sichtbar.

„Ach“, meinte ich, „wohl von dem Großpapa — ich kannte ihn nur silberweiß, aber er hat es Großmama gewiß gegeben, als er ihr Bräutigam war?“

Sie küßte mich. „Ja, Kind — und darum halte es wie einen Talisman“.

Die Nebenthür öffnete sich leise, Miß Howard steckte den Kopf aus dem Gemach, in welchem sie Abends verschwindet mit falschen Locken, Zähnen und fußhohen Absätzen, und aus dem sie Morgens nicht anders hervorgeht, als mit den gleichen Attributen.

„Ah, Mrs. van Geldern — in full dress?“ und dann kam das „bonne année“. Sie hatte auch ihre langen Finger an einer Arbeit abgemüht, einem Schmetterlingsnetz, damit wir ein Pfauenauge fangen können, Modell zur Fächermalerei.

Ach, Mademoiselle Marion mit den lachenden braunen Augen, warum hast Du Deine chère Steluza so gänzlich vergessen — wie ihren Geburtstag?

Im Frühstückszimmer trat mir Onkel Fridolin entgegen, und über den Tisch hin reichte mir Herr van Geldern die Hand. „Beste Wünsche!“

In meiner Hand war eine Banknote zurückgeblieben — so ist es schon seit Jahren gewesen. Und was wäre erstaunlich daran? Herr van Geldern hat keine Zeit for shopping, das findet selbst Miß Howard begreiflich.

Ich wollte aber doch lieber, Herr van Geldern zöge mich einmal an sein Herz, wie ich es drüben in Schloß Waldau den Baron mit seiner Angelika habe thun sehen.

Freilich, das ist ein Unterschied, der arme Baron hat keine Banknoten zu verschenken, und Herr van Geldern ist Millionär und „Besitz macht Arbeit“, philosophirt Onkel Fridolin, welcher sie scheut.

Es ist wunderlich, daß ich immer die „arme Mama“ sage, und sie ist doch die reichste Frau im Lande. Es kommt wohl, weil sie so klein, so zierlich und gebrechlich ist und es immer aussieht, als schwämmen ihre Augen in Thränen. Herr van Geldern, unser Vater, ist eine Respectsperson weit und breit. Gela von Horneck behauptet, sie „gefriert“ bei uns, so streng und etikettenhaft ist Alles. Die arme Mama sagt

„van Geldern“ zu ihm und „Herr van Geldern“, wenn sie von ihm spricht, das findet Gela entsetzlich. Wir sind daran gewöhnt, und ich finde es fast besser klingend, als „Jakob“ oder „Papa“ — Papa ist nicht würdevoll genug für einen Mann wie Herr van Geldern.

Dann wundert sie sich, warum ich solch ausländischen Namen habe — einen walachischen.

„Un bel nom“, sagte Marion, und als ich die arme Mama fragte, wie das komme, da alle Schwestern und Brüder so urdeutsch genannt sind, küßte sie mich und sagte: „Steluza heißt Stern, ist das nicht eine schöne Bedeutung?“

Und ich habe nicht weiter gefragt.

Schwester Gertrud schrieb mir aus Blankenberghe:

„Ma petite, warum hast Du Dir eine so schlechte Geburtstagszeit ausgesucht? Man ist immer auf Reisen und kann Dich nie umarmen. Baden-Baden war mir zu geräuschvoll, darum bin ich hierher gegangen. Ich schwärme für das Meer und bin ganz begeistert davon, es lohnt mir meine Passion, denn es ist, seit ich hier bin, von einer Wildheit und Bewegtheit, wie ich mich kaum erinnere, es früher gesehen zu haben. Ich wohne hart am Strande und während ich schreibe, höre ich das Tosen der Wellen und habe das schaumbedeckte Meer, auf dem unzählige Segel in der Ferne sichtbar, vor mir.

„Die Toiletten sind passabel, aber — ich war zehn Tage in Paris zuvor, und Blankenberghe ist kein Trouville. Ludwig war mit mir in Paris, was Herr van Geldern nicht zu wissen braucht“.

O, welche Respektsperson Herr van Geldern auch für seinen Schwiegersohn ist.

„Mit dem besten Willen kann ich hier nichts finden, was Dir eine Freude machen würde. Es giebt hier keine

Specialität, — Du liebst ja dergleichen, — wenigstens entdeckte ich sie nicht. Aber ich werde auf der Rückreise doch irgendwo hängen bleiben und dann für Dich sorgen!“

Sie wird es wohl vergessen, wie in früheren Jahren!

„Denke Dir, wer sich hier täglich in's Meer stürzt? Franz Simolin, der berühmte Violinvirtuose. Du hast ihn freilich noch nicht gehört, Kleine, aber ich cent fois in allen Hauptstädten. Die Damen schwärmen hier für ihn, und doch ist er ohne Violine da. Das macht le génie, la gloire d'un illustre nom. Er lebt wie ein Einsiedler, sie machen Promenade, Corso vor seiner Thür! Stelle Dir vor, daß sie seinen Diener bestechen, um Blumen zu bekommen, welche in seinem Zimmer standen! Und er ist nicht einmal hübsch. Madame de Sablé wollte ihn mir vorstellen, ihr Haus ist das einzige, in welches er kommt — und ich habe refüsirt. Dergleichen Leute muß man nur hören oder sehen, nie kennen.

„Meiner Freundin Jenny ist das Unglück passirt, ihre „Wasserlocken“, das heißt die Frisur für's Bad, zu verlieren und sie mußte mit ihren entsetzlich dünnen Zöpfen zurückkommen an den Strand. Quel affront! Aber sie hat ihm auch nicht Stand geboten, sie ließ sich telegraphiren und reiste ab. —

„Hier, Kleine, bin ich durch Madame de Sablé unterbrochen. Simolin hat gestern Abend spät am Strande gespielt — ganz Blankenberghe ist in Aufregung. Nur zwei baigneurs haben ihn gehört. Welcher Sonderling!

„Ade! Ich umarme Dich, denn es wird Zeit zur Dinertoilette. Sag' Herrn van Gelbern, ich lebte wie eine Nonne und küsse unsere kleine Mama. Ja so, auch Du willst geküßt sein! Irre ich oder bist Du sechzehn Jahre? Kind, dann heißt es bald in die Welt — denn in unserer Zeit lebt man schnell, ach, zu schnell.

Deine Gertrud“.

„P. S. Ich trage jetzt Halbtrauer und fand dazu reizende Toiletten in Paris, denn, siehst Du, Steluza, man muß auch einmal liebenswürdig gegen seinen Gatten sein. Und Ludwig meinte, er habe nun zwei Jahre schwarze Kleider an mir gesehen, und das sei ermüdend. Que peut faire une pauvre femme, comme moi?“

Als Herr van Geldern die Todesnachricht des kleinen Enkels Jakob erhielt, habe ich leise seine Zähne knirschen hören — sonst blieb er ruhig. Die arme Mama weinte sehr viel und betete häufiger damals.

P. S. Hast Du, habt Ihr Nachricht von der Gräfin? Elle ne daigne pas de m'écrire. „Frau Ludwig Böchling“ die Adresse ist ihr zu einfach. Und doch tausche ich meine Taschentücher mit dem einfachen G. B. nicht mit der neunzackigen Krone. Oh, ein Grafenthum ohne Grafschaft, das ist — une honte. Und nun gar Hildegard, die gräfliche Wittwe! Ich ziehe das Portemonnaie meines Gatten dem leeren Säckel mit dem alten Wappen vor. Lerne an uns und von uns, Steluza.

Ich habe in früheren Jahren, als ich noch lebenslustig war, eine Robe von Worth dreimal getragen — von dem Preise derselben mußte Hildegard mit Mann und Kindern drei Monate leben, ohne Herrn van Geldern.

Ist Dir nun nicht auch Böchling lieber als Borowsky?

Wir verstanden uns auch nie sehr, Madame la comtesse und ich. Aber wirklich die Toilette! Ade!

G. B.

P. S. Das muß ich noch sagen, an der Tafel war eine Russin, Fürstin Tolstoi nebst ihrer Tochter. Die Mutter slavischer Typus, die Tochter war eine Italienerin, sie erinnerte an Dich. Kind, ich würde Dir mein Compliment machen, wenn Du so aussiehst. Sie zog Aller Blicke auf sich — mehr als sechzehn Jahre soll sie nicht haben. Sie war zum Ver-

lieben. Ihre Mutter ist Walachin, ihr Vater ein blonder Russe. Quel mélange! — Es ist ein Concert Brüsseler Künstler, Madame de Sablé findet meine demi-deuil so schön, daß ich sie zeigen mußte, so lasse ich mich mitziehen. Es ist ernste Musik — Beethoven.

Damals meinte sie selber sterben zu müssen, ich hörte, wie ihr die arme Mama sagte: „Gertrud, es stirbt sich nicht so leicht", — und — sie hat Recht gehabt.

Auch Schwester Hildegard hat in Rom meiner gedacht.

Gott segne Dich, Steluza und alle Heiligen mögen Dich in ihren Schutz nehmen, Kind, das Leben ist voller Trübsal und Gefahren.

Rom, diese delaborirte Stadt, macht mir keinen Eindruck, was die Bauten aus der Heidenzeit betrifft, aber was das Christenthum gethan, ist großartig, erhebend, erbauend. Ich bringe Dir einen Rosenkranz mit, welchen Seine Heiligkeit selber geweiht hat.

Die heilige Madonna schenke Dir Frieden und Kraft, um nicht im Kampfe mit dem Leben und dem Bösen zu unterliegen!

Du solltest Bogislaw in den Kirchen knieen sehen — welche Andacht, welch ein rührendes Bild und dabei ein Knabe von zehn Jahren. Ich ließe ihn Priester werden — aber Herr van Geldern hat so eigene Ansichten, und da ich von ihm abhängig bin — —

Ich befehle den Heiligen unsere ganze Familie!

Clarisse will Nonne werden, ich spreche nicht nein, die Madonna soll ihr Herz lenken!

Deine Schwester
Hildegard, verwittwete Gräfin Borowsky,
geborne van Geldern".

Zuweilen verstehe ich sie Alle nicht, nicht Herrn van Geldern und die arme Mama und nicht Gertrud und Hildegard, die

Zwillingsschwestern, welche einander so gleich sind, so blond, blauäugig, zart, rosig, elegant und graziös in den Bewegungen, und im Denken so weltenweit verschieden. Auch mich nicht! Es ist mir so gleich dann, ob Gertrud in schöner Toilette am Strand der Nordsee wandelt, oder Hildegard vor den Heiligenbildern Roms kniet! Was ist mir auch Franz Simolin, den ich nie gehört, und der Priester zu Rom, den ich nie sah? Und doch liebe ich die Musik und kann aus Herzensgrund beten!

Ich hatte heute einen wunderlichen Geburtstagswunsch. Ich hätte Marion gar gern einmal wieder agiren sehen und von der Rachel erzählen hören und ihrer Kunst, „ah, c'est sublime!“

Schwester Hildegard dürfte meine Leidenschaft für das Theater etwas streng beurtheilen, Schwester Gertrud darüber — lachen. Und Bruder Anton? Er ist daheim in der Stadt, im Geschäft des alten Kaufhauses. Er hat mir nicht einmal gratulirt. „An dergleichen denken junge Männer nicht“, sagte Onkel Fridolin.

Einmal, als Anton mit mir in dem chinesischen Pavillon saß, entfiel ihm ein Bild. Ich hob es auf und erkannte es. Es war die dramatische Sängerin, welche ich so oft bewundert im vergangenen Winter.

„Kennst Du sie, Anton?“

„Ja!“

„Wie ich Dich beneide, wie schön sie sein muß und gut und edel — eine echte Priesterin der Kunst“.

Er lächelte und nahm das Bild aus meinen Händen.

„Aber keine Bekanntschaft für Dich!“

„Und — warum ging Gertrud nicht zu Madame Sablé? Viele würden sie beneidet haben!“ Man muß derartige Leute nicht kennen lernen! Und doch langweilt sie sich so oft in ihren geldaristokratischen Kreisen!

„Nein, ich verstehe die Welt nicht und die Menschen nicht. Onkel Fridolin hat Recht, sechzehn Jahre sind wie der erste Tag im Leben. Ich werde nun erst lernen müssen — aber was?“ —

„Und wie hast Du diese Blume genannt, Onkel Fridolin? Dies matte Weiß mit dem zarten Rosa am Kelch? Du weißt, ich frage nicht nach dem botanischen Namen, sondern nach jenem, welchen Du selber gefunden?“

Sie hatte mit den schlanken Fingern nach der Rose gefaßt und bog sie leise herüber und richtete dann ihre großen, schwarzen Augen fragend auf den ihr zur Seite Stehenden.

Herr Fridolin van Gelders hatte seine Haare so kunstvoll arrangirt, wie den Knoten seiner Cravatte, darauf hielt er; die Passion, seine eigene Persönlichkeit in günstigem Licht, in vortheilhaftester Einrahmung zu zeigen, ging mit seiner Blumenliebhaberei gleichen Schritt. Eine dritte Passion hatte Fridolin noch gehabt, das war die Liebe. Ihr behauptete er, entsagt zu haben. Wohl konnte eine schöne Frau ihm noch bewundernde Complimente, lächelndes Wohlgefallen entlocken, aber — sein Herz, pflegte er zu sagen, sein viel geprüftes Herz, empfinde nichts mehr, außer der Zuneigung für seine süße, kleine Steluza.

Jetzt kniff er die lichtgrauen Augen zwinkernd zusammen.

„Bella Clara, Kind, bella Clara, habe ich sie genannt“.

„Ein Phantasie-Name, Onkel Fridolin?“

Er lachte ein wenig verlegen. „Wie gründlich Du bist, Kleine! Nein, ich dachte an ein schönes Mädchen, das ihr glich. Damals, als sie blühte, war diese Rosenart noch nicht bekannt, sonst — hätte ich ihr Wagenladungen davon in's Haus geführt. Kennst Du die italienische Sitte der infiorata? Man schmückt das Zimmer einer wiederkehrenden Person mit Blumen, sie wandelt darauf, sie zieren das Fenster, die Tische, jeden Winkel — das ist die infiorata. Ja, wenn ich

mir denke, Alles mit dieser holden Blume geschmückt und sie selber, die schöne Clara, in der Mitte derselben! Kleine, sie hatte Deine Figur!“

Seine Blicke glitten entzückt an der schlanken Mädchengestalt hinab, deren ebenmäßige, plastische Formen ein schlichtes, weißes Kleid eng umspannte. Sie trug keinen Schmuck, das tiefschwarze Haar war zurückgestrichen und am Hinterhaupt in einen Knoten geschlungen, welchen ein Elfenbeinkamm fest hielt. Sie hatte zu der [illegible]farbe die lichteste Incarnation. Niemand würde an ihre sechzehn Jahre geglaubt haben, sie glich in Reife der Erscheinung und mit den vergeistigten Zügen einer Zwanzigjährigen.

Sie war es schon gewöhnt, daß Onkel Fridolin's Erinnerungen stets an ihr eine Aehnlichkeit entdeckten.

„Wer war denn diese bella Clara, Onkel Fridolin?“

Er hatte mit verzückter Miene noch einmal den Duft der weißen Rose eingesogen, zog dann Steluza's Arm in den seinen und ging mit ihr langsam weiter.

„Daß ich für sie schwärmte — das hast Du wohl schon entdeckt, Kind?“

Ihr Lächeln und die Art, wie sie die Blicke hob, waren reizend.

„Wie sollte ich nicht, Onkel Fridolin — Du beklagst ja noch heute die versäumte infiorata.“

„Oh, sie wurde entschädigt, Steluza — wenn das auch nicht der ganz richtige Ausdruck ist, Du verstehst mich schon. Ich habe sie halb in Blumen und Lorbeerkränzen begraben — denke, daß Herr Jakob van Geldern senior am Ende eines Monats eine Blumenrechnung von dreihundert Thalern erhielt. Das war ein wenig viel, nicht so? Und diese nicht wegzuläugnende Zahl war es denn auch, welche Herrn Jakob van Geldern die Erkenntniß verschaffte, daß sein Sohn statt auf dem Comtoir Soll und Haben zu vergleichen, nichts that, als schöne Künstlerinnen umschwärmen. Ich muß

Dir gestehen, Steluza, die Bella Clara war nicht die Einzige — ondern nur Eine. In jedem Talent entdeckt man auch neue Reize, und ich habe in den Künstlerinnen eigentlich au fond doch stets nur die Kunst verehrt".

Steluza hatte unter seinen Bekenntnissen die Augen wieder gesenkt, lange schwarze Wimpern lagen auf dem zarten Wangenroth.

„Aber" — Onkel Fridolin überkam es wie ein leichter Schreck, als er unten am Springbrunnen die lange, dürre Gestalt der Miß Howard auftauchen sah, welche ein Schmetterlingsnetz in den Händen bewegte — „aber, Steluza, diese Reflexionen eines alten Junggesellen — ob die gerade das richtige Thema für Dich sind?" Er hatte gedacht, welche Miene Miß Howard wohl dabei gemacht haben würde.

„Oh, oh", sagte das schöne Mädchen, von dessen Zügen eigentlich nie der Ausdruck wehmüthigen Ernstes wich, „ich bin ja sechzehn Jahr, Onkel, und Gertrud schreibt, daß es Zeit wird, in die Welt einzutreten. Weißt Du, Gertrud ist sehr erfahren und sie behauptet, daß man erschrecklich schnell lebt in unserer Zeit".

„Ja, ja", nickte Herr Fridolin van Geldern und fuhr mit zwei Fingern tastend über sein Haupt, „erschrecklich schnell. Was man sonst die besten Jahre nannte", und es war augenscheinlich, daß er seine sechsundfünfzig damit meinte, „das sehen die Leute heut zu Tage schon für ältlich an. Ja, ja! Herr Jakob van Geldern wurde kürzlich ein alter Herr genannt, ich bitte Dich, eben sechzig — ich habe lebhaft protestirt. Geldern senior ist fünfundneunzig geworden. Das nenne ich der Mühe werth".

Steluza blieb stehen und legte die Hand auf die Schulter des Begleiters.

„Ich muß Dich etwas fragen. Warum sagt das ganze Haus: Herr Jakob van Geldern?"

Onkel Fridolin kam diese Frage völlig unerwartet, ja sie brachte ihn sogar einige Secunden in Verlegenheit. Endlich wurde beinahe stockend erwidert: „Aber, ich bitte Dich Kleine, er ist doch der Chef der Firma!“

Steluza sah ihn unbeirrt an.

„Für Dich aber der Bruder, für seine Frau der Gatte, für die Kinder der Vater — warum geben wir ihm nicht diese einzelnen Namen?“

Wieder eine Pause, endlich die Antwort: „Weil — nun, weil es so gewesen ist bei Jakob van Geldern senior. Früher war man ein wenig ceremonieller in den Umgangsformen, und Geldern senior hielt besonders darauf. Und was man einmal gewöhnt ist! Dich nennt das ganze Haus „kleine Steluza“ und doch bist Du jetzt größer als Onkel Fridolin, der Dich als Wiegenkindchen auf den Knieen geschaukelt hat. Alte Gewohnheiten!“

Das ernste Mädchen gewahrte es nicht, daß Fridolin Miene machte, weiter zu schreiten. „Oft —“ sagte sie, „kommt mir der Gedanke, als hättet Ihr Alle Furcht vor Herrn Jakob van Geldern. Die arme Mama, Du, Schwester Gertrud, die sonst nichts fürchtet, und ihr reicher, unabhängiger Gemahl, Anton, und endlich Hildegard auch, was weniger zu verwundern wäre. Ist es wahr, Onkel Fridolin?“

„Furcht, o nein, Steluza!“ Er faßte nach dem Knoten seiner Cravatte und als er sich von der Tadellosigkeit desselben genau überzeugt, glitt ein Lächeln über sein gutmüthiges Gesicht und er setzte hinzu: „Er sieht dem senior so ähnlich, derselbe Gang, die gleiche Miene, dieselbe Stimme — und dann .... Rücksicht, Kind, Rücksicht. Oft meine ich, Jakob ist der senior. Und dann habe ich nie das Arbeiten geliebt. Sieh meine Lieblinge an, die Blumen, sie säen nicht und ernten nicht, und der himmlische Vater .... Na ja, verstehst Du, Kleine, so etwas, wie ein himmlischer Vater in irdische Prosa übersetzt — verstehst Du?“

„Ja, Onkel Fridolin!“

Sie gingen wieder weiter. Der Garten zu Jakobshalde war fürstlich in der Ausdehnung und Pflege, und eine landschaftliche Idylle zugleich.

Herr Fridolin blieb dann und wann bewundernd an einem Teppichbeet stehen, oder vor einer Baumgruppe; er liebkoste auch hie und da einen Strauch, als sei er ein lebend Wesen und gab einer Blüthe Schmeichelnamen. Er betrachtete sich als Oberintendant des Gartens, und der Gärtner traf keine Neuerung und keine Veränderung, ohne Herrn Fridolin um Rath zu fragen. Auf weißen, sauberen Porzellanschildern prangten bei jeder Blume und jedem Strauch die Namen, welche Herr Fridolin van Gelbern denselben, ohne Rücksicht auf botanische Regeln und herkömmlichen Gebrauch, seinen eigenen Eingebungen folgend, ertheilt hatte.

Steluza's Blicke hatten an einer wirkungsvollen Gruppirung mehrerer Aloës gehangen, die mochten sie auch auf ihre jetzige Frage gebracht haben:

„Onkel Fridolin, lebst Du gern?“

Er prallte förmlich zurück, als sei ihm etwas Außerordentliches begegnet, seine große Nase zog sich, ein Zeichen der Erregung, in viele, krause Falten.

„Kind!“

„Manche Dichter sagen, das Leben sei nicht des Lebens werth — Hildegard schreibt: es ist ein Kampf, in welchem uns nur die Religion trösten könne, und Gertrud, welche sterben wollte, als ihr Knabe ihr entrissen wurde, die ist wieder heiter, wieder lebenslustig. Wie wunderlich das ist und wie unvereinbar! Ich habe seit gestern stets darüber nachgedacht, warum die Einen das Leben verachten, die Andern es vertrauern, und die Dritten es sorglos genießen! Was ist denn nun das Rechte, Onkel Fridolin?“

Seine Füße, klein und beinahe frauenhaft in den engen,

glanzledernen Bekleidungen, stellten sich in die dritte Position, er ließ Steluza's Arm los und legte die Linke auf's Herz, während die Rechte noch einmal Cravatte und Scheitel betastete, dann hob er die Linke gen Himmel:

„Kleine, ich würde gern hundert Jahr alt!"

„Ah!"

„Ich finde, das Sterben ist eine schlechte — verzeih', ich muß sagen, gemeine Einrichtung. Ich mag nicht daran denken, es regt mich auf. Ich sehe niemals Todte und gehe nie auf Kirchhöfe. O, wie meine Prinzeß Charlotte abgeblüht hat — sieh nur!"

Nein, Steluza wandte sich nicht, sie tippte mit dem schlanken Finger ungefähr auf die Stelle, wo sein Herz schlug, und sagte beharrlich:

„So gern lebt wohl selten Jemand daß er kein Ende wünscht!"

„Kind, Kind, warum sollte ich mir denn ein Ende wünschen! Ich lebe gut, habe eine Familie, über die ich mich freuen kann, ohne den obligaten Aerger und die Pflicht des Sorgenmüssens — ich brauche nicht zu arbeiten und habe meine Blumen. Wenn ich auch der Liebe entsagte — weißt Du, Kind, ich hätte dreimal Neigung gehabt zu heirathen. Erst — entre nous, eine Schülerin Terpsichorens — sie hatte die kleinsten und schnellsten Füße der Welt. Dann eine Sängerin — solche Augen habe ich noch nie wieder gesehen, ungefähr jene Farbe dort", er zeigte auf eine Gruppe azurblauer Glockenblüthen, „sie heißen darum auch „blaue Sterne". Und endlich Clara mit dem Teint einer Lilie und dem Roth der Abendröthe. Aber jedesmal, wenn ich im Begriff war, Herz und Hand der Schönen zu bieten, war mir's, als höre ich die Stimme van Geldern senior's, welche fragte: „Eine leere Hand?" und es blieb bei der Ueberreichung eines Blumenstraußes.

Liebe auf der einen Seite, und auf der andern die väterliche Ungnade und die Aussicht, ein Sklave täglicher Sorgen werden zu sollen — nein Kleine, es gab keine Wahl. Und ich bin zufrieden".

„Du bist ein Philosoph, Onkel Fridolin!" sagte Steluza mit ihrer vollen Altstimme.

„Ich weiß nicht, ob das Philosophie ist, das Leben angenehm, so angenehm als möglich zu verbringen — und dann dem, was man nicht haben kann, ohne Seufzen und Klagen zu entsagen".

„Ich möchte", flüsterte Steluza, „wenn ich einmal vergebliche, thörichte Wünsche hätte, Du sagtest mir dieses Wort in Deiner ruhigen, zufriedenen Weise, Onkel Fridolin!"

„Als ob Du etwas wünschen könntest, was außer der Linie läge. Aber sieh, hier ist Miß Howard erblüht".

Einer duftlosen, fremdländischen Blume an kahlem Strauch hatte die Dame unfreiwillige Pathendienste geleistet. Der Name prangte schon unauswischbar auf der weißen Blatte. Steluza dachte, es sei nicht eben galant gewesen, von dem wunderlichen Herrn, aber er ließ sich nun einmal in seinem Blumenreich keine Einsprache gefallen. Herr van Geldern hatte ihm darin unumschränkte Machtvollkommenheit verliehen, und er benutzte sie mit autokratischer Strenge.

Er richtete einem Amor, welcher unter einer Palmengruppe halbverborgen lauerte, den beweglichen Pfeil gerade im Vorbeigehen und rief dann dem Gärtner zu:

„Neues, Haug?"

„Neben der schwarzen Rose ist eine dunkelrothe erblüht, sieht aus, als seien sie an einem Strauch gewachsen. Geradezu wie ein Wunder, Herr van Geldern".

„Hm! hm!"

Und er eilte so schnell durch den Garten, daß Steluza kaum zu folgen vermochte. Sie gab auch nach kurzer

Zeit den Versuch auf, so rasch als Jener das Wunder zu erreichen; sie ging mit träumerischer Miene weiter, dann und wann bei einer besonders schönen Blume stehen bleibend.

„Der gute — glückliche Onkel Fridolin!“ sprach sie vor sich hin, „gewiß, man kann von ihm lernen. Gertrud glaubt das nicht, sie nennt ihn einen grillenhaften Junggesellen, für mich ist er ein gutes, großes Herz, in das all seine Blumenschützlinge eingeschlossen sind. Wer vergäße nicht über Duft und Lieblichkeit die Dornen?“

Herr Fridolin gestikulirte lebhaft drüben gegen den alten Gärtner.

„Haug — das haben wir Beide noch nicht erlebt, Steluza, das ist ein reizender Anblick. Sieh einmal hier die schwarze Rose — nur durch unsägliche Mühe und alle denkbaren Versuche haben wir diese dunkle Farbe erzielt!“

„Franz Simolin“, las das Mädchen von dem blitzenden Schilde.

„Ja, ich habe sie nach ihm genannt — weißt Du, Dämonisches in Spiel, in Wesen, Unergründliches, Betäubendes — und wie zum ersten Male hier sich ein Kelch erschloß, da war es mir, als ziehe eine schwermüthige Melodie an mir vorüber, die ich einst von Simolin spielen hörte. So kommt man auf Namen“.

Ueber der dunklen Blüthe, wiegte sich eine große, volle glühende Rose — der Stamm, an dem sie gewachsen, war nicht der gleiche, aber er hatte sich dicht an jenen geschmiegt, welcher Fridolins schwarze Rose hervorgebracht.

„Wie herrlich!“ sagte Steluza — „Mittagsgluth und Dämmerung — so verschieden und doch sehen sie so zusammengehörig aus“.

„Eine ganz neue Art, Haug“, meinte Herr Fridolin; „so viel intensive Gluth habe ich noch nie erblickt. Steluza, Kleine, ich nenne sie Dir zu Ehren — sie sollte auch eine

Simolinrose werden, nun hat sie sich eigenwillig eine Farbe ausgewählt. ‚Steluza', Haug!" Der notirte kopfnickend.

Das junge Mädchen beugte sich über die Blumen.

„Franz Simolin und Steluza, zwei Namen, die einander so fremd, vier Augen, welche sich vielleicht niemals sehen werden. Du bist wunderlich in Deiner Taufweise, Onkel Fridolin!"

Aber er hörte ihren leisen Einwurf nicht.

„Ich wette, Haug, das hat sich bisher nur einmal ereignet — und bei uns!" sagte er mit stolzem Selbstgefühl.

Steluza wanderte langsam weiter, ein Schmetterling umflatterte ihre weiße Stirn und sie wehrte ihm nicht.

„Ich komme mir selber so fremd vor", sagte sie einmal halblaut.

Nach einigen Sekunden stand Miß Howard neben ihr, das Netz hing wie eine gesenkte Flagge ihr zur Seite.

„Nichts", lispelte sie, „nichts, Steluza", um die Erfolglosigkeit ihrer Jagd anzudeuten.

Aber das schöne Mädchen mußte das gar nicht verstanden haben.

„Miß Howard", sagte sie und richtete die großen Augen ernst auf das welke, lange Gesicht der Dame, „haben Sie Franz Simolin einmal spielen hören?"

„Oh, dear!" Sie schlug die Blicke wie verzückt gen Himmel, „oh, dear — quel homme!"

„Hat sein Spiel Sie gerührt?"

„Gerührt, Steluza? Der Mann ist — was soll ich sagen? Sie nennen ihn einen Zauberer. Ich hätte Furcht vor ihm, comprenez-vous, das reißt und zerrt an Herz und Seele. Je n'aime pas ce genre, aber er ist doch sublime!"

„Wie Marion von der Rachel sagte", flüsterte Steluza vor sich hin. „Miß Howard, halten Sie einen großen Künstler immer für glücklich?"

„Oh, dear, was soll ich sagen? Ich habe noch niemals darüber nachgedacht. Man hört diese Leute wohl, aber bohémiens sagen die Franzosen. Wir Engländer, wir hören sie“ —

„Und zahlen sie“, rief Steluza, und ein verächtliches Lächeln zuckte um ihren stolzen Mund. „Miß Howard, wir wollen nie mehr über Kunst und Künstler sprechen!“

„As you like it, my dear!“ sagte diese harmlos und hob ihr Schmetterlingsnetz zu einem neuen Angriff empor.

Steluza's Tagebuch.

„Wenn ich nach Onkel Fridolin rechne, so bin ich einen Tag alt — und soll ich mich nach den Erfahrungen fragen, und dem, was ich durch dieselben vom Leben gelernt?

„Was läßt sich in Jakobshalde erleben?“ sagte Gertrud einmal. Sie braucht viel um sich, ich möchte immer „in mich“.

Es wurde schwül und schwüler gestern Abend, unten auf der Terrasse saßen Herr Jakob van Geldern, die arme Mama und Anton. Er war unerwartet gekommen, mit einer Frage, und mußte noch in der Nacht zurück. Das Geschäftliche war abgesprochen, nun redeten sie dieses und jenes, und jedes Wort drang in mein offenes Fenster.

„Wenn ich einmal heirathe, Mama“, sagte Anton, „so wißt Ihr, daß ich nach Reichthum und guter Familie sehe“.

„Und gutem Charakter, Anton“, warf ihre milde Stimme ein.

„Aber — es ist ein schwerer Entschluß, seine Freiheit aufgeben. Eine Erbin macht Ansprüche — sehen wir das nicht an Gertrud?“

„Sie ist jung, gefeiert — und sie verlor ihr Kind“, entschuldigte Jene wieder

Herr van Geldern betheiligte sich nicht an dem Gespräch; Onkel Fridolin stand am Springbrunnen und sah nach der

Gewitterwolke, welche drohender und immer drohender aufstieg. Der erste Windstoß kam und verwehte die Worte, welche sie über Hildegard gesagt, dann war mein Name genannt, in welcher Verbindung weiß ich nicht, aber ich hörte Herrn Jakob van Gelderns Ton, klar und scharf wie immer:

„Steluza hat keine Klosteranlagen!“

Wie mich das durchzuckte. Klosteranlagen — nein! Wer hatte jene Frage hingeworfen? Anton? — nein, er wußte zeitweise kaum, daß ich da war, er übersah mit seinen kühlen, etwas blasirten Blicken meine Kinderexistenz völlig. Herr van Geldern hatte verneint, rasch, bestimmt, wie es seine Art.

Also meine arme, kleine Mama? Mein Herz zog sich zusammen, und dann mußte ich sie doch entschuldigen. Sie flüchtet sich so gern in den Schatten des Kreuzes, sie trägt so demüthig das Aschenmaal auf ihrer Stirn und Niemand ist sündloser, als sie. Aber sie ist schwach, und Schwäche klammert sich gern an, nun mag sie denken, ein Kloster könnte ihre kleine Steluza am besten schirmen vor Allem, was die Welt Rauhes bietet. Ist denn die Welt so schlecht, wirklich so schlecht, als Hildegard es meint?

Und was ist Glück?

Wo und wie faßt und hält man es?

Miß Howard sagt: „oh, my dear“ und seufzt, „als ich in Schottland war, da wußte ich, was das Glück sei — aber“ — —

Sie kommt nie über das aber.

Meine kleine, arme Mama weinte und hatte keine Antwort; Herrn Jakob van Geldern kann ich nicht fragen, Onkel Fridolin sagt: „Ich bin zufrieden!“

„Steluza hat keine Klosteranlagen“, damit war das Thema erledigt. O, wenn Herr Jakob van Geldern wüßte,

wie sehr mir das im Herzen nachklang. Ich hätte rufen mögen: „Vater, guter Vater!“ aber ich wagte es doch nicht.

Dann kam der erste Donnerschlag, Anton bestieg den Wagen, welcher ihn zurückführte, man ging ins Haus, Onkel Fridolin hob wie beschwörend die Hände zum Himmel auf; er bat um Schonung für seine Lieblinge mit dieser Bewegung.

Ich habe am Fenster gesessen — dem Blitz und dem Regen zugesehen, und es wurde in mir selber so eigen ruhig. Als das Gewitter vorüber war, kam der alte Haug, und ich hörte ihn seinem Herrn sagen, daß das Wunder vernichtet, die schwarze und rothe Rose abgeschlagen seien, und daß beide Stämmchen sehr gelitten.

Ich weiß nicht, warum ich eine stille, innere Befriedigung darüber empfand. Franz Simolin! das Schild mochte ferner den Namen des berühmten Virtuosen verkünden, aber ich war wohl sicher, daß jetzt kein zweites besagen würde: „Steluza“.

Baron Horneck trat mit seinem Wirthe durch die Thüre des Speisesalons hinaus auf die Terrasse; die Herren hatten die Cigarren angezündet und beschlossen, sie im Freien zu rauchen. Es war nach dem gestrigen Gewitterabend ein doppelt herrlicher Tag. Onkel Fridolin, welcher niemals rauchte, fand eine Entschuldigung und schlüpfte in das blaue Zimmer zur Rechten, wo ein behaglicher Fauteuil in der tiefen Fensternische hinter den schweren Ripsvorhängen fast wie im Dämmerlicht verschwand.

Niemand hatte jemals den Herrn des Hauses nach der Mittagszeit schlafen sehen.

Unter der hohen Palmengruppe standen wieder weiche Sessel, ein Miniaturspringbrunnen sandte Kühle, ein kleiner künstlicher Felsen erhob sich malerisch zwischen Bassins mit Gold- und Silberfischen, und ein Papagei wiegte sich auf

seiner Stange und rief ein, zwei Mal schläfrig „Bon jour, bon jour!“

„Das ist ein Winkel für eine Siesta, wie man ihn sich nicht reizender und träumerischer denken kann“, meinte der Baron, indem er sich niederließ. Man sah seiner Haltung den ehemaligen Offizier an; er war jetzt noch ein stattlicher Mann, einst vielleicht ein schöner gewesen — sein braunes Haupthaar zeigte nur wenig Silberfäden, sein Vollbart verrieth mehr die Neigung zum Grauwerden.

„Ich bedarf nie einer sogenannten Ruhe tagsüber“, entgegnete der Herr von Jakobshalde, „ich habe nie diesen sogenannten gesunden Bedürfnissen nachgegeben. Aber ich lobe mir das Plätzchen für eine Cigarre, oder den Blick in die Zeitungen“.

„Ohne Börsenblatt — versteht sich“, warf der Baron hin.

„Das Geschäftliche besorgt der Geschäftsmann, allerdings in geschlossenen Räumen!“

Herr Jakob van Geldern war früher schon völlig grau geworden — vielleicht, weil sein lichtblondes Haar leichter dazu geneigt. Er hatte große, graue Augen, einen energischen Mund, eine leichtgebogene Nase — das bartlose Antlitz, wie die mittelgroße, nicht volle, elastische Gestalt, zeigte Wollen — festes, bestimmtes, und eine große Selbstbeherrschung. Eh' den Lippen ein Wort entfiel, war Alles im Innern beschlossene Thatsache.

Baron Horneck blickte, während sie dann einander gegenüber saßen, wortlos, jeder den leichten, blauen Rauch vor sich hinblasend, aufmerksam in die eisernen Züge seines Wirthes.

Die Jakobshalde war ein wundervolles Besitzthum, jeder Fürst hätte den Kaufherrn darum beneiden können. Sie hatten ein Diner gehabt, nicht prunkvoll und ostentatiös, aber so fein und ausgesucht, wie es nur ein Kenner zu würdigen wußte; der beste Wein hatte in den Gläsern geperlt,

der Kaffee war auf echt türkische Weise zubereitet gewesen, die Diener gingen und kamen geräuschlos, das Silber, ohne Wappen, mit dem einfachen — und doch so schwer wiegenden v. G. glänzte nicht unangenehm in die Augen, der Speisesaal war heiter, wie es für einen Landsitz stilgerecht, einer der besten Freskenmaler hatte ihn mit lachenden Bildern verziert, Frühling, Sommer und Herbst mit ihren Attributen, lustig übereinanderpurzelnde Kindergestalten — der Winter mit seiner Strenge und seinen Genüssen, der war in das alte, graue Kaufhaus in der Stadt verbannt. Auch die Damen hatten nicht gefehlt und waren würdige Vertreterinnen ihres Geschlechts gewesen; die madonnenhafte — ja, so konnte man noch immer sagen, — Schönheit der Hausfrau zeigte sich noch in beaux restes, obwohl der Baron der Frau Eveline genau und unbarmherzig ihre sechsundvierzig Jahre nachrechnen konnte. Nur hatte sie immer den Leidenszug um den Mund und liebte es, mit gesenkten Blicken dazusitzen. Warum? Er hatte mit ihr getanzt, als sie ein junges, lebenslustiges Mädchen war, die reichste Erbin im Lande. Sie war eine Bürgerliche — sonst hätte Herr Bodo von Horneck, der schmucke Husarenlieutenant, vielleicht die Idee bekommen, — eine Idee, die zehn Jahr später so allgemein Boden gewonnen — sein altes Wappenschild mit bürgerlichem Gelde neu zu vergolden. Aber — er verliebte sich kurze Zeit darauf in Hedwig von Gall, nur schade, daß der alte Name und ihre Schönheit die einzige Mitgift waren. Sie trotzten jedem „aber“ und jedem „nur“ — fingen muthig das Leben an auf dem verschuldeten Gut, und sorgten sich tagaus, tagein, jahraus, jahrein, bis endlich Frau Hedwig die Augen schloß, welche im Stillen noch mehr geweint, als es ihr Gatte je geahnt — das las er aus ihrem Tagebuch.

Gegen Tagebücher, welche noch nach dem Tode reden, hatte Herr von Horneck seitdem eine wahre Aversion.

Er blies dickere Wolken vor sich hin: „Bon jour, bon jour!“ rief der Papagei.

Ja, warum schlug Frau van Geldern wohl stets mit ihrer Leidensmiene die Augen nieder? Jedermann wußte, daß sie mit ihrem Gatten zufrieden lebe — und sie hatte Alles, was sie sich wünschen konnte. Ob dieser Frau wohl überhaupt ein Wunsch blieb? Arme Hedwig, ein Zehntel von dem, was Jene besaß, hätte sie hinausgehoben über alle Sorgen und vielleicht —

„Ah!“ Er mußte tief seufzen. Herr van Geldern faßte mechanisch nach den Cigarren, der Baron verneigte sich dankend, indem er auf seine noch lustig dampfende wies.

Wieder Stille, nicht ein Blatt der Palmen über ihren Häuptern bewegte sich, die Terrasse lag bereits im Schatten, über dem Springbrunnen dort unten, wo drei Tritonen Strahlen in die Höhe sandten, brütete noch Sonnenschein.

Horneck hatte der Hausfrau zur Rechten gesessen, zu seiner Linken befand sich die schlanke Gestalt Steluza's. Sie saß so ernst und fremdartig da, als gehöre sie gar nicht in den Kreis. Wenn sie ihm antwortete, so geschah es verständig, aber reservirt, und ihr Blick war dabei so eigen; sie senkte ihn so häufig, wie Frau van Geldern. War sie klug und zurückhaltend? War es geistige Armuth? Stand sie noch unter dem Einfluß der häßlichen, englischen Gouvernante? So hatte er sich fragen müssen und vergleichend hinüber geschaut nach der lachenden, heiter-plaudernden Blondine an Herrn Fridolin's Seite — seinem Augentrost, der ihm von seiner Gattin geschenkt war und ihre Züge trug und ihre Grazie besaß.

„Und Gela ist älter, zwei volle Jahre“, — hatte er dann befriedigt gedacht, „und Steluza sieht aus, wie die Aeltere“.

Ja, es war Alles gut und beinahe beneidenswerth schön in Jakobshalde, diese prächtige Havanna mit einbegriffen — und doch, wie kam es, daß man sich nie recht behaglich fühlte? —

„Sie haben kein Feuer, Herr Baron!“

Horneck legte die Cigarre zur Seite; „Vielleicht kommen die Damen bald!“

Herr van Geldern nahm den zweiten Korb so gelassen, wie die erste Ablehnung. Er schaute auf seine weißen, wohlgepflegten Hände herab, die allein davon zeugten, daß auch ihm eine menschliche Eitelkeit anklebe, und fragte:

„Sind Sie mit der Ernte zufrieden?“

„Wenn sich das Wetter hält und die Frucht gut ausreifen kann, ja“.

„Es muß schön sein, Landwirthschaft zu treiben!“

„Wenn man es sorgenlos kann, ja!“

Wieder eine kleine Pause, dann sagte der Baron: „Ihre Steluza und meine Gela haben eine herzliche Freundschaft geschlossen — wie sehr wird meine Kleine das Alleinsein empfinden, wenn im Herbst die Jakobshalde verlassen ist“.

Herr van Geldern stäubte mit spitzen Fingern einen Gegenstand von seinem Rockärmel.

„Frau van Geldern wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihr Fräulein Tochter in die Stadt zu uns zu laden“.

Verbeugung des Barons, dankendes Abwehren des Hausherrn.

„Jakobshalde und Schloß Horneck haben ja freilich immer gute Freundschaft und Nachbarschaft gehalten“, sagte der Baron verbindlich. „Wird Ihre Tochter in die Welt eingeführt werden? Wird sie tanzen? Mein Hendrich rechnet darauf, daß sie ihn als Nachbar etwas protegirt und ihm einen Tanz gestattet“.

„Wir haben — Frau van Geldern hat sich über ihre Intentionen für den Winter noch nicht ausgesprochen".

„Mein Hendrich bot mir eine Wette an, daß im nächsten Jahre Fräulein van Geldern die gefeiertste junge Dame sein würde — er war Feuer und Flamme dabei. Und wenn ich nicht irre — die Sache sitzt tief bei ihm" –

„Ah — ah" —

Der Baron wurde wärmer, man konnte ja sondiren! Er war ein guter Vater, und dachte seinen Kindern klug zu rathen, weil er nur wenig mit der That ihnen nützen konnte. Er hatte seinem Hendrich, als er noch in der Uniform eines Kadetten steckte, bereits gesagt, daß eine Heirath „nur aus Liebe" ein Unsinn sei für einen mittellosen Edelmann, und Angelika von Horneck griff zuweilen noch heimlich nach der Puppe, während ihr der Papa bereits in vertraulichen Stunden Vorlesungen hielt über den Werth des Geldes, und daß ein alter Name und genügende Mittel nicht immer zugleich vorhanden wären. Er hatte dann tief geseufzt und zu dem Bilde seiner verstorbenen Gattin aufgeblickt und gefragt: „Nicht wahr, arme Hedwig, wir wären glücklicher gewesen?"

Das lachende Antlitz der jungen, schönen Frau erzählte zwar dort oben, daß man gar nicht glücklicher sein könne — aber in dem Herzen des kindlichen Mädchens gewann die traurige Ueberzeugung Raum, daß die frühverstorbene Mutter gedarbt hätte.

Gela von Horneck war ein sehr verständiges Mädchen; sie sprach die fremden Sprachen gut und elegant, spielte einige Musikstücke korrekt, zeichnete kleine Landschaften nach der Natur und bewegte sich graziös in großen und kleinen Kreisen. Aber sie plagte sich nie mit Fragen, welche sich auf das Innenleben bezogen. Sie war ganz klar sich dessen bewußt, was für sie Glück bedeute: Eine gute Heirath mit einem Mann, den — nun, den man leiden konnte, welcher

bemittelt war — so bemittelt, daß sie den Winter in einer Stadt, Frühjahr und Herbst auf Reisen, und die Sommermonate etwa auf dem Gute zubringen konnte. Auf übergroßen Schmuck legte sie keinen Werth, nur eine anständige Diamanten-Parüre hätte sie gern, sie würde sich auch nicht darauf capricirt haben, ihre Toiletten sämmtlich aus dem ersten Pariser Hause zu beziehen.

Anfangs hatte sie gemeint — das waren sechzehnjährige Träume — eine Baronesse von Horneck müsse natürlich wieder einen alten Namen tragen, wenn sie sich entschlösse, den ihren zu wechseln. Aber jetzt, mit achtzehn Jahren hatte sie größere Anschauungen gewonnen; besonders, seit ihre Cousine einen Millionär geheirathet, dessen orientalische Abkunft allerdings nicht zu läugnen war.

Gela war liebenswürdig, bescheiden, übermüthig, — je nachdem das eine oder andere dem Kreise am vortheilhaftesten anzupassen war, in welchem sie sich bewegte.

Sie war auch kokett — aber — mit Allen.

Sie hatte einmal einen Brief einer Rococco-Dame, der Großmutter ihres Vaters, gefunden, in welchem dieselbe in mangelhafter Orthographie, die Deutsch und Französisch zugleich betraf, einer Tochter ihre Grundsätze darlegte und Lebensregeln gab.

„Sei charmant mit Allen, bevorzuge Keinen, ehe sich nicht Einer erklärt. Ist dieser Eine convenabel, eh bien! Chasse les autres und laß Dir nicht eher wieder den Hof machen bis nach der Heirath. Alors — ist es eine kleine Anspornung für den Ehemann zur Liebenswürdigkeit. Denn, petite, in diesen Zeiten, wo Alles revoltirt und die Sitten degagirt sind, il faut, daß man sich salvirt. Glaube meinen Experienzen, ein Mädchen thut am besten, viel zu cachiren und Manches ahnen zu lassen. Das tentirt. Die Männer de nos jours sind so mauvaiser Art, daß man forcirt ist, Kriegslisten zu üben".

Der Brief ging noch eine Weile so fort, ehe die Dame auf das Capitel der Moden und les petits scandales der Nachbarschaft kam. Die interessirten Gela weniger, das waren verklungene Melodien, überlebte Thaten. Aber was die Männer betraf? War es besser oder schlechter mit ihnen geworden?

Sie dachte wirklich zwei Stunden in der Nacht darüber nach — und, als sie am Morgen ihre schönen blauen Augen öffnete, da hatte sie ihren Entschluß gefaßt: „Sei charmant mit Allen, bevorzuge Keinen, ehe sich nicht Einer erklärt. Ist dieser Eine convenable — eh bien!“ —

Herr von Horneck sondirte also.

„Die Kinder sind doch die größte Freude auf der Welt — wer das in jungen Jahren dächte, daß eine Zeit kommen kann, in welcher man für sich auf Alles verzichten möchte, nur um die Kinder glücklich zu sehen!“

Herr van Geldern nickte und sah seinen Gast mit den großen, grauen Augen an.

„Thöricht aber die Eltern, mein lieber Baron, welche zu früh entsagen. Man soll seine Kleider nicht eher ausziehen, als bis man schlafen geht, ist ein prosaisches, aber wahres Sprichwort“.

„Natürlich, natürlich! Nein — eine solche Schwäche würde auch ich nicht kennen! Meine Kinder — ah, Herr van Geldern, wir dürfen uns Beide glückliche Väter nennen“.

„Ja, Herr Baron!“

„Ah, Pardon. Ich sehe da einen Schatten auf Ihren Zügen. Ich kann es begreifen, daß Sie, trotz der glücklichen Schaar, die Ihnen blieb, immer noch an diesen theuren, armen Jakob denken, welcher in der Fremde starb“.

„Jacques, Jacques!“ rief der Papagei. —

Mademoiselle Marion hatte ihn das gelehrt.

„Ja!“ sagte Herr van Geldern mit demselben eisernen Ton und dem gleichen, unbeweglichen Gesicht.

Der Baron nahm eine Moosrose aus der pompejanischen Vase und spielte damit, indem er fortfuhr:

„Diese Zwillingsschwestern, welch' liebenswürdige Damen! Und Anton, mein junger Freund, Hendrichs Dutzbruder, welch ein vortrefflicher Mensch" —

„Er ist ein guter, zuverlässiger Geschäftsmann, das ist für mich die Hauptsache. Jakob van Geldern muß einmal ruhig den Schlüssel aus der Hand legen können", sagte der Wirth.

„Und wo hätten Sie je einen besseren Nachfolger, als den Herrn Anton? Der liebenswürdige Jakob war eine — zu künstlerisch angelegte Natur, ich mußte das oft denken. Und dann endlich, Steluza — ich liebe sie wie meine Tochter — wie Gela selber".

Herr van Geldern sagte nichts.

Der Baron legte sich in seinem Sessel zurück und hob die Rose, um ihren Duft einzusaugen.

„Und, man kann ja nicht wissen, nicht wahr, lieber Nachbar" --- er lächelte ein wenig bedeutungsvoll — „man kommt sich oft unerwartet nah im Leben. Ces chers enfants — Hendrich bewundert die Augen der schönen, liebenswürdigen Steluza so ungemein . . . ."

Er lächelte mehr, noch bedeutungsvoller, aber es war wunderlich, daß Herr van Geldern, welcher doch sonst so höflich war, dasselbe eiserne Gesicht behielt.

„Hm! hm!" hüstelte der Baron und diesmal war es, als verberge er etwas, eine Verlegenheit dahinter.

Dann stand Herr van Geldern neben ihm und legte die Hand auf seinen Arm.

„Mein Freund, mein lieber Horneck, wenn ich Ihnen rathen soll — der Hendrich ist ein liebenswürdiger, junger Mann! — Darum geben Sie ihm einen Wink bei Zeiten, daß hinsichtlich der Kleinen — Sie verstehen — andere

Pläne .... Sie wäre nicht die rechte Frau für einen Baron Horneck und — fragen Sie mich nicht weiter".

Er ging nach seinem Sitze zurück, den er wohl nur darum verlassen hatte, um recht leise zu seinem Gast zu sprechen. Der saß wie sprachlos einen Augenblick da, wiegte den Kopf und biß in seine Lippen. Welche Pläne hatte denn dieser Geldmann, dieser Parvenü, wenn ihm eine Verschwägerung mit dem alten Geschlechte der Horneck nicht genügend erschien? Aber er mußte sich beherrschen und er konnte es auch.

„Ah, ah", lächelte er, „also schon settled — nun, ich wünsche alles Glück. Die Kleine weiß wohl noch nichts" —

„Nein"

Herr van Geldern war doch seltsam lakonisch.

„Die Damen haben sich, wie es scheint, sehr viel mitzutheilen", meinte der Baron nach einer Pause.

Der Hausherr rieb seine weißen Hände übereinander und sagte dann plötzlich, rasch und abgerissen:

„Horneck, Sie könnten mir einen Dienst leisten. Ich habe eine unverhältnißmäßig große Summe im Hause, das genirt mich. Wurde falsch dirigirt. Ihr Landleute habt immer Gelegenheit, es auszugeben in der Erntezeit. Wollen Sie mich davon befreien, wenn auch nur von der Hälfte?"

Der Baron sah ihn erstaunt an. War das nicht gerade, als wisse der Andere, daß er momentan in peinlichster Verlegenheit war, daß er den Auslohnetag fürchtete, und daß Wechsel —

„Lieber Freund, Sie wissen, ich freue mich jeder Gelegenheit, um Ihnen meine Freundschaft zu beweisen — meine Dankbarkeit" —

Die Ankunft der Damen unterbrach ihn; Gela und Sreluza gingen Arm in Arm, ihnen voran schritt Frau Eveline van Geldern in dem lichtgrauen, schweren Seidenkleide

mit weißen, echten Spitzen, das sie so bescheiden und geräuschlos trug. Ueber ihrem natürlich gewellten blonden Scheitel erhob sich eine Flechte, auf der ein schleierartiges Kopftuch lag; ihren Schmuck bildeten einfach gefaßte Topase von seltener Größe.

Herr von Horneck reichte ihr den Arm und führte sie unter die Palmengruppe, indem er diesen Platz noch einmal emphatisch den schönsten der Welt nannte.

Die Mädchen, beide schmucklos in Weiß, bildeten mit einander den lieblichsten Contrast — die heiterlächelnde Blondine, die ernste, schlanke Steluza mit den Feueraugen und dem blauschwarzen Haar.

Auch Onkel Fridolin hatten die Stimmen der Damen aus seinem Versteck gelockt; er trat mit leichtem, tanzenden Schritt durch die Thüre.

„Wenn nur der Regen gestern nicht solch abscheuliche Verheerung angerichtet hätte — ich bin dadurch um eine Ueberraschung gekommen", klagte er.

Niemand hörte ihn, als Steluza, und sie nickte ihm zu als Zeichen des Verständnisses.

„Schloß Horneck ist bevorzugt durch seine Lage — mitten in den Bergen", sagte die Hausfrau zu ihrem Gast, gewissermaßen höflich tröstend, denn der Baron hatte eben das „Paradies Jakobshalde" schwungvoll gepriesen.

„Aber so einsam!" fiel Gela's Stimme ein, „so einsam, und denken Sie erst im Winter!"

„Dann möchte ich in den Bergen sein, die von Schnee und Eis starren", meinte Steluza und ihre Augen leuchteten seltsam.

„Die Sonnenblume würde frieren" — fiel der Baron ein. „So sind die Menschen — was man nicht hat, das eben möchte man", nicht wahr, Herr van Geldern? Zeigt sich das nicht deutlich an unseren Kindern? Ich werde

schwerlich meine Gela länger als sechs Wochen in die Residenz führen — sie aber möchte den ganzen Winter tanzen. Und Ihre Steluza, auf welche vielleicht dreißig Bälle und zahllose Concerte warten, sehnt sich am Ende während der rauschenden Weisen hinaus in unsere Bergeinsamkeit".

„Ich werde niemals tanzen", sagte das schöne Mädchen mit seltsamer Bestimmtheit.

„O!" rief Gela von Horneck und faltete entsetzt die Hände.

„Nimmst Du das à la lettre?" lachte der Baron und streichelte flüchtig die Wangen seiner Tochter, denn sie hatte sich graziös an seinen Sessel gelehnt. „Kind, das ist eben so wenig Ernst, als wenn ein junges, schönes Mädchen behauptet, sie wolle nicht heirathen".

„Das that ich noch nie!" sagte Gela mit anmuthiger Naivetät. „Steluza, wie denkst Du? Wirst Du einmal heirathen?"

„Ich weiß es nicht!" entgegnete sie mit ihrer klangvollen Altstimme und es schien, als dränge sie einen Zusatz wieder gewaltsam die Lippen hinab.

Frau Eveline bewegte geräuschlos ihren grauen Fächer hin und her; sie schaute nur dann und wann auf, und immer war es, als gleite ihr Blick dabei furchtsam und verstohlen über das strenge Gesicht ihres Gemahls.

Onkel Fridolin neckte den Papagei, der zornerfüllt nach seinem Finger hackte.

„Ich liebe Concerte sehr", sagte die Dame des Hauses, vielleicht nur, um die Pause zu unterbrechen.

„Ah, Concerte! —" fiel Herr von Horneck ein, „wissen Sie, wer Schloß Hornspitz, die halbe Ruine gekauft hat, und sich in dem Thurm eine Wohnung einrichten läßt? Ist das nicht ein ebenso genialer, wie exentrischer Einfall? Auf dem

höchsten Punkte der Bergkette wohnen, in der Nähe des alten, künstlichen Teiches, der einst die Bergwerke trieb und nicht so ganz sicher mehr ist, was seine Dämme betrifft. Ohne jede Aussicht, denn ein hoher Buchenwald umgiebt Schloß und Teich und das ganze Hochplateau. Abgeschlossener findet sich nicht leicht ein Ort —"

„Nun?" fragte Herr van Geldern. „Ich habe niemals Räthselaufgaben geliebt, Baron".

„Franz Simolin!"

Der Hausherr wußte augenscheinlich wenig über den Träger dieses Namens; Frau Eveline sagte leise: „In der That!" Gela lächelte bescheiden, als dürfe sie keine Meinung äußern in dem Kreise älterer Personen, und Steluza wandte nur den Kopf rasch und es war, als erwarte sie noch einen näheren Zusatz des Erzählers.

Herr Fridolin aber wurde lebhaft, er tänzelte auf den Baron zu und rief: „Franz Simolin, der König der Geiger? Ah, das ist ja charmant. Und nur zwei Stunden von Jakobshalde entfernt — der große Franz Simolin! Wenn er kommt, denn er wird doch nachbarliche Besuche machen, kann ich ihm die Simolinrose zeigen — das wird ihm gefallen".

„Ah, mon cher ami!" lachte Horneck, „er ist ein solcher Sonderling, wie er ein großer Künstler ist. Glauben Sie nicht an herkömmliche Sitten und ein Fügen in dieselben bei den sogenannten Genies — er will dort in der Einsamkeit componiren, studiren, musiciren — tout cela! Was uns seine Nachbarschaft bringt? Vielleicht dann und wann unten im Dorfe die Einkehr eines Musikbeflissenen, einer amatrice, welche an seiner Thürschwelle Blumen niederlegt. Sie glauben nicht, wie der Art Leute gefeiert werden!"

„Aber gelesen wird es Bruder Fridolin einmal haben in früher Jugend!" sagte Herr Jakob van Geldern mit spöttischem Ton.

„O!“ flüsterte die Hausfrau, aber, als sei es schon zu viel, was sie gewagt, senkte sie rasch die Blicke wieder.

„Ja, ja“, fuhr der Baron fort, „und wenn wir recht schwärmerisch gesinnt sind, so können wir einmal im Mondschein eine pélerinage nach Castell Hornspitz unternehmen und seine Geige „singen“ hören. Denn mit „spielen“ Simolins Kunst bezeichnen wollen, erachten seine Anhänger als ein Verbrechen“.

„Was aber führt ihn eben nach dort?“ fragte die sanfte Stimme der Dame vom Hause.

„Die Exaltation, Frau Eveline!“ erwiderte ihr Gatte. „Er ist der neueste Günstling des Herzogs, man spricht von außergewöhnlichen Concessionen, welche man machen will, um den berühmten Virtuosen hier zu fesseln. Der Ankauf der Ruine ist vielleicht ein Beweis, daß es „vereinten Anstrengungen gelungen ist“, — wie es in derartigen freudigen Nachrichten später zu heißen pflegt“.

„Meine Simolinrose!“ sagte Onkel Fridolin vergnügt vor sich hin.

Steluza stand seitwärts und blickte nach den Baumgipfeln des Parkes; es schien, als habe sie der Unterhaltung weiter gar kein Interesse geschenkt.

Herr van Geldern hatte wieder mit Aufmerksamkeit seine wohlgepflegten Nägel betrachtet.

„Der Eine schaut so, der Andere so die Welt an — jedes Augenpaar eben auf seine Weise!“ Das kam sehr unvermittelt und zeigte, daß er einen andern Gedankengang in den letzten Minuten gehabt. „Für Jeden sieht das Glück auch anders aus“.

Gela hatte von den Zwergrosen gepflückt, Onkel Fridolin sah es mit wehmüthiger Resignation, und jetzt eilte sie zu dem Hausherrn, lächelte lieblich und schmückte sein Knopfloch mit der zierlichen Blume. Ihr Thun hatte etwas ungemein

Kindliches. Sie fing Herrn van Gelderns Ausspruch auf und sagte: „Da sollte Jeder einmal beschreiben, welche Gestalt das Glück für ihn hat“.

„Kein schlechter Einfall“, rief Herr von Horneck.

„Wer beginnt?“ und dann wandte er sich an Frau Eveline: „Meine Gnädige — zuerst immer die Damen!“

Sie war in Verlegenheit, denn sie hob und senkte den Fächer gegen ihre Gewohnheit rasch auf und nieder.

„Ich —“ nein, sie mußte etwas sagen, denn sie entzog sich niemals mit ihrem feinen Wesen irgend einer gesellschaftlichen Pflicht, „ich — halte den Zustand für den glücklichsten — in welchem Einem gar kein Wunsch mehr —“

Wie wunderlich, mußte sich der Baron sagen; vorhin hatte er gefragt: Bleibt der Frau in Mitten des Reichthums und des Familienglückes wohl überhaupt noch ein Wunsch?

Herr Jakob van Geldern richtete sich in seinem Sessel auf und blickte nach seiner Frau hinüber.

„Frau Eveline! — der Ausspruch besagt, daß — daß das Glück von der Hausfrau zu Jakobshalde noch immer gesucht wird, noch nie gefunden ist!“

„O, o!“ rief sie, beinah erschreckt, „so will ich nicht verstanden werden, Geldern, -- aber, ich bin auch eine Mutter, und welchem Herzen bleiben da nicht Wünsche für die Kinder!“

Ihre Stimme klang, als spräche sie unter Thränen; ob solche wirklich in ihren blauen Augen standen, konnte man nicht gewahren, denn sie hatte geduldig jetzt vor Baronesse Gela das Haupt gebeugt, um es mit Blumen schmücken zu lassen. Gela erklärte „Zwei Röschen, eben unter dem weißen Spitzenschleier hervorschauend, das müßte herzig sein“.

Steluza sagte unhörbar vor sich hin: „Arme Mama“.

Der Baron küßte galant die Hand seiner Tochter, als auch er sein Abzeichen erhalten und zwang sie, indem er dieselbe festhielt, neben ihm zu verweilen.

Es war wieder das reizendste Bild väterlicher Liebe und kindlicher Dankbarkeit.

So hatte Herr van Geldern noch niemals Steluza an sich gezogen — es ging ihr wie ein Stich durch's Herz, als sie daran dachte, daß Gela so leicht in Jakobshalde „friere".

„Wie ich mir das Glück denke?" sagte der Baron. „Sorglos auf meinem Landsitze, die Tochter, den Sohn nahe, blühende Enkel, die meine alten Tage erheitern — das verstehe ich heute darunter. Jedes Alter hat eben seine Anschauung".

„Und der Geschäftsmann", fiel Herr van Geldern ein, „der denkt — Ruhe ist Glück, absolute Ruhe — und die bringt nur" —

„Ah", Gela war neben ihm und machte eine bittende Bewegung. „Nicht doch, Papa Geldern, keine Paradoxen, sonst werde ich ernstlich böse".

Und wirklich! Steluza sah ihn lächeln, sah ihn die kleinen Händchen festhalten und endlich hörte sie, wie Herr van Geldern seinen Ausspruch umschrieb: „Glück ist in einem ehrlichen Frauenherzen, in einem klaren Frauenauge".

Sie, Steluza, sie würde nie gewagt haben, was Gela da unternommen, was ihr ungestraft hinging, nein, liebenswürdig gelohnt wurde!

„Ach, Frau van Geldern", wandte sich der Baron zu der Hausfrau, „nun ist der Sieg doch Ihnen zugesprochen".

Sie lächelte matt.

Dann kam Gela mit den abgebrochenen Lieblingen zu Fridolin geflattert, er ließ sich wie ein Opferlamm schmücken.

„Und Ihr Bekenntniß?" fragte ihn der Baron.

„Ich — bin zufrieden, meine Familie, meine Blumen — was wollte ich wohl mehr?"

„Sie sind recht ungalant, Onkel Fridolin", schmollte Gela; „hätten Sie nicht sagen können, die kleine Gela, c'était

le comble du bonheur, wenn ich jünger gewesen wäre? Was ich mir unter Glück denke? Einen guten Mann, wäre Onkel Fridolin artiger mit mir verfahren — so — also, einen guten Mann, ein hübsches Haus, nicht allzugroß, aber behaglich und eine Reise dann und wann, und Spaziergänge zu Zweien, und Leseabende im Winter, und nur hin und wieder eine kleine Gesellschaft, nur, damit sich der Mann dann im tête-à-tête umso wohler fühlt, das wäre mein Ideal!"

„Echt mädchenhaft, genau nach siebzehn Jahren klingend," rief der Baron, er unterschlug Gela's achtzehntes gern, „und harmlos! O Kind, ich wollte, es würde Dir so".

Steluza hatte Gela's letzte Blüthe abgewehrt.

„Ich trage keine Blumen".

„Hören wir jetzt Steluza!" sagte Herr von Horneck.

Sie drehte sich gehorsam um und blickte ruhig die Gruppe an.

„Wenn ich mir mein Schicksal wählen könnte, dem Gefühl folgen dürfte, das mir im Innern lebt — so" es klang stolz und doch wußte sie, im nächsten Augenblicke würden sie Alle verdammt haben, welche sie jetzt freundlich anhörten — selbst ihr einziger Freund, Onkel Fridolin — „so möchte ich Künstlerin sein. Ich habe mir stets die Rachel als das glücklichste Weib der Erde vorgestellt, trotz ihres frühen, traurigen Todes. Dazustehen vor einer athemlos lauschenden Menge, sie lachen und weinen machen, sie Schreck und Freude empfinden lassen, ganz nach seinem Gefallen — und dann umbraust zu werden vom Beifallsrufen — es muß das größte Glück sein."

Sie hatte das begeistert gesagt, ihre Wangen glühten, und sie schien zu wachsen unter ihren eigenen Worten.

Es war erst eine Pause, eine recht beklemmende, Frau Eveline hatte die Hände um den Fächer gefaltet und blickte angstvoll nach ihrem Kinde herüber, als fürchte sie, daß ein

Wort von drüben die schlanke Gestalt plötzlich zu Boden schleudern werde. — Gela hatte sich zu ihrem Vater geflüchtet, auf ihrem lieblichen Gesicht stand deutlich ein „Entsetzlich“ geschrieben; der Baron war zu sehr Cavalier, um seine Haltung zu verlieren, Onkel Fridolin zerrieb die Blume in seiner Hand, achtlos, unwissend, daß er ein Sakrilegium und eine Unhöflichkeit gegen die Spenderin zugleich begehe.

Endlich fragte Herr Jakob van Geldern, ruhig bestimmt, wie immer: „Und was hindert Dich, nicht nach diesem Glücke zu fassen — es Dir zu erringen?“

„Vater!“ rief Steluza, es war wie eine Erlösung von einer Bergeslast, wie die Befreiung aus einem Zauberbann, aber es war doch nur die flüchtige Dauer einer Sekunde. Dann wischte sie über die Stirn und setzte hinzu: „Du weißt es besser, als ich. Es sind die Verhältnisse. Eine Tochter von Jakob van Geldern kann niemals hinaustreten auf die Bretter und dem Publikum sagen: „Urtheilt über mich!“ Sie kann das eben so wenig, als sie ein Bild hinausgeben dürfte auf den Markt, oder ein Publikum im Concertsaale versammeln könnte. — Aber ich bin gefragt — und habe ehrlich geantwortet“.

Nochmals eine dumpfe, ängstliche Stille — und wieder die klare, unbewegte Stimme des reichen Kaufherrn.

„Und wenn diese Hindernisse nur in Deiner eigenen Einbildung existirt hätten?“

„Das soll heißen?“ fragte sie athemlos.

„Daß ich Dir erwidere: Fasse nach diesem Glück, nicht ich — nicht die Verhältnisse hindern Dich!“

„Vater!“ es war ein Jubelschrei jetzt; sie wollte auf den Sitzenden zueilen, aber eine kleine Gestalt streckte ihr abwehrend die Arme entgegen, Frau Eveline. „Nein, Herr van Geldern, nein, das nicht!“ flehte sie angstvoll.

„Und warum nicht?“ fragte er mit seiner eisernen Ruhe.

„Was wirfst Du ein, wenn ich, der Vater, dem Kinde dort sage: Geh' diesen Weg, der Dir so voller Rosen däucht. Was, Frau Eveline?"

„Jakob!"

Noch niemals hatte sie Jemand die so intime Anrede gebrauchen hören, sie war ja auch jetzt nur ein Nothschrei. Er wurde überhört, Steluza beugte sich über die Hand des Vaters, küßte sie und sagte:

„Ich danke Dir, Vater — laß' mir Zeit, mich zu sammeln, mich zu fragen."

Dann, als sähe sie Niemanden mehr von den Anderen, hob sie das schöne Haupt empor und verließ die Terrasse.

Der Gast vom Nachbargute fand natürlich zuerst Worte.

„Wenn es ernst gemeint ist, mein verehrter Freund, so bringen Sie mit väterlicher Liebe ein immenses Opfer — eins, wie man es so leicht nicht dem Herrn van Geldern zugetraut — Ihrer Stellung nicht und Ihren Ansichten auch nicht!"

„Und warum sollte es nicht ernst gemeint sein, mein lieber Herr von Horneck?" entgegnete der Millionär.

Frau Eveline holte rasch, angstvoll Athem — sie hatte einen schnellen Entschluß gefaßt.

„Geldern — ich bin ohne alle Vorurtheile, aber Du bist ein Mann, Du läßt aus den Augen, welche Gefahren einem Mädchen drohen auf dem Wege der Kunst!"

„Frau Eveline, ich denke, Steluza's Erziehung und ihre Anlagen werden sie behüten — "

Die arme Frau seufzte wieder resignirt, ihre letzte Anstrengung war ein Fehlgriff gewesen.

„O", sagte Gela, „wenn ich mir das denke, dazustehen vor den Augen Hunderter — ich würde sterben!"

„Du bist eben nicht so schwärmerisch angelegt, als diese liebe Steluza", erwiderte der Baron. „Sie ist auch ihren

Geschwistern so wenig gleich im Aeußern, wie im Charakter, finden Sie nicht, gnädige Frau?“

Die Dame wurde einer Antwort durch ihren Gemahl überhoben.

„Frau van Geldern reiste im Süden vor Steluza's Geburt, und es ist wohl kein Wunder, wenn die dunkeläugigen Kindermodelle sie entzückten. Sie kennen ja die Theorie der Griechen! Auch Steluza's lebhaftere, künstlerische Beanlagung vor ihren Geschwistern erkläre ich mir daraus, daß die Seele meiner Frau von dem Anblick aller edlen Kunstschätze bewegt wurde. Frau van Geldern hatte ihre beste Zeit, ihre schönste Blüthe, als sie zurückkam aus dem Süden.

Dorthin wiederkehren hat sie aber nie wollen — vielleicht war das recht, und hätte der zweite Eindruck den ersten abgeschwächt“.

Der Baron erhob sich, man nahm Abschied. Complimente auf der einen Seite, höfliches Abwehren auf der andern. Noch einen Augenblick entführte der Hausherr den Gast in sein Arbeitszimmer. Onkel Fridolin wollte Steluza suchen, aber Gela litt es nicht, daß man sie störe.

Jetzt endlich rollte der leichte Korbwagen mit Vater und Tochter davon. Als sie außer Hörweite waren, sagte der Baron: „Sehr sonderbare Leute, wären sie nicht langjährige Bekannte — die Geschichte mit der Tochter, die man ungehindert Künstlerträume cultiviren läßt, könnte mich veranlassen, den Umgang zu beschränken.“

„Ich werde sehr vorsichtig fernerhin sein, Papa; Steluza hat stets den Geldhochmuth mir gegenüber gehabt — was ist sie nun, eine angehende Theaterprinzessin“, fiel Gela altklug ein.

„Vorsicht, mein Kind, vor Allem in Deinen Ansprüchen. Herr Jakob van Geldern bleibt immer derselbe und —“ seine Hand hatte die Seitentasche seines Rockes gestreift, wo er

einen gewissen Gegenstand spürte, der sich nicht dort befunden, als er Jakobshalde zugefahren war. „Es ist wie ein Geschenk", murmelte er; dann sagte er lauter: „Es geschehen wunderbare Dinge in der Welt. Ich bin fest überzeugt, trotz aller bizarren Vorgänge dort unten, kann Anton van Gelder bei den ersten und besten Adelsfamilien des Landes Umschau nach einer Gattin halten — er fragt sicher nicht vergebens".

Diesmal antwortete das hübsche Mädchen nicht, auch nicht, als ihr Vater preisend sagte: „Das Diner war wieder exquisit".

Frau Eveline stand unter der Säulenhalle und wartete nach dem Fortrollen des Wagens auf ihren Gatten; der ging aber mit so raschen Schritten, so ernsten Mienen, welche deutlich zeigten, daß er nicht gestört sein wolle, an ihr vorüber, daß sie nicht den Muth fand, ihn anzureden, und Onkel Fridolin, welchen dann ihre Blicke suchten, war bereits seitwärts in den Garten geschlüpft.

So stieg sie die breite Marmortreppe hinauf, welche Topfgewächse bekränzten, und wo weiche Teppiche jeden Schritt unhörbar machten. Oben durcheilte sie zwei Salons, welche mit dem besten Geschmack möblirt waren, und betrat dann ein kleineres Gemach. Es war im gothischen Stil gehalten und glich einer Art Hauscapelle. In der einen Ecke befand sich ein geschnitzter Altar mit einem Madonnenbilde des besten Heiligenmalers der Neuzeit, vor dem sank sie wie gebrochen nieder.

Steluza's Tagebuch.

„Warum bist Du denn so traurig,
Ich bin aller Freuden voll".

Der Anfang dieses alten Volksliedes will mir gar nicht aus dem Sinn, wenn ich jetzt die arme Mama betrachte, Ja, ich bin aller Freuden voll! Und sie, auf deren Gesicht

sonst ein jedes Lächeln von mir reflectirte, die mich mit ihrer milden Stimme bitten konnte: „Sei heiter, meine Steluza, damit auch ich mich freuen kann“, sie geht so eigen still umher. Onkel Fridolin auch.

„Du hast ja dreimal für eine Künstlerin geschwärmt“, sagte ich ihm neckend, und er nahm meine beiden Hände und blickte mir lange in die Augen und seufzte endlich und erwiderte: „Ja, ja, — aber das, was wir am liebsten haben auf der weiten, weiten Welt, das so sorglos sich in Gefahr begeben sehen — nein, lächle nicht, Steluza, es thut mir weh“.

Blos Herr Jakob van Geldern ist der Alte. Oder doch nicht? Ist er „zugänglicher“ als sonst? Ich weiß, die Menschen haben ihn immer den „Unzugänglichen“ genannt. Zuweilen wenn er mich ansieht, ist's, als ob ein seltsames Licht aus seinen Augen über mich hinzuckt. Sähe mich so ein Fremder an, ich würde denken, es loderte mir Haß aus seinen Blicken entgegen.

Wie Unrecht ich früher Herrn Jakob van Geldern gethan! Ich glaubte, es gäbe nur eine Macht, die ihn rühren, bewegen könne: Geld.

Und nun ist er derjenige, welcher mich erkannt, verstanden. Wie dankbar ich ihm bin, lebenslang sein werde, wie eifrig ich streben will, eine große Künstlerin zu werden, um mich des Vertrauens würdig zu zeigen.

Ja, ich fasse beharrlich nach dem Glück!

An jenem Abend, wo ich den Muth gehabt, auszusprechen, was so lange in mir geschlummert, fand ich die arme Mama vor ihrer gnadenreichen Madonna; vielleicht hatte sie gefleht, die möge mein Herz noch wenden.

„Tröste Dich“, sagte ich ihr, „es hat so sein müssen“.

Und nie werde ich den Ton vergessen, mit welchem sie erwiderte: „Ich bin ergeben!“ Es lag etwas darin wie Resignation bis in den Tod.

Sie freilich hat nie gekämpft, nie gewagt, nie gelitten, als durch Jacques Tod.

Ich lag schlaflos: „Werde ich denn wirklich berufen sein? Wirklich?“ fragte ich mich ein über das andere Mal.

Wenige Tage später hatte Herr van Geldern Antwort und Bestätigung, man erblickte ein hervorragendes Talent in seiner Tochter, man prophezeite der stillen, schwarzen Steluza eine großartige Zukunft, eine rasche Siegeslaufbahn. Nicht dem Kinde des Millionärs — nicht Bestechlichkeit und Augendienerei hatte sich in das Urtheil geschlichen — man schwieg auch nicht über die Nachtheile des Künstlerlebens!

Dann war es beschlossen! Und nun ist ein reger Verkehr zwischen der Residenz und Jakobshalde; da kommen die ersten Kräfte der Bühne als Lehrer herüber. Declamation, Plastik, Mimik, Fechten, Stehen, Gehen — und wunderlich, sie sagen Alle: Was sollen wir thun? Es ist da, Naturanlage, Gottgeschenk!

Die schwarze Steluza könnte sich ein „Mädchen aus der Fremde“ dünken — nein, sie will eifern fleißig sein. Eiserner Fleiß ist eine Familienanlage der Gelderns. Der Großvater kam mit wenigen Groschen in die Residenz und hinterließ seinen großen Reichthum den Söhnen — „Ehrgeiz für ein Weib“, sagte einmal meine arme Mama, „das ist mir unverständlich!“

Miß Howard wohnt dem Unterricht bei, sie „thront“ förmlich mit ihrer gestrengen Miene auf dem Fensterplatz.

Anfangs erklärte sie es für shocking — eine lady an der Bühne!

Seit aber Herr van Geldern ihre Einkünfte verdoppelt hat, zeigt sie Interesse und sieht es nicht mehr als so profondement horrible an, die Chaperonne einer angehenden Künstlerin zu sein.

Wunderlich mag es die Leute dünken, daß der Tochter

eines Millionärs die Freiheit gelassen wurde, einen Beruf zu erwählen, und den sogar, an welchem noch die meisten Vorurtheile kleben.

O, meine gute Mademoiselle Marion, wenn sie das wüßte! Ich wollte, sie könnte mir noch einmal von der Rachel erzählen!

Hildegard schrieb von Rom — einen echt gräflich Borowsky'schen Brief. Der armen Mama gefiel er, sie las ihn mir mit ihrer kranken Stimme vor. Ich muß diese Töne, welche aus einem gebrochenen Herzen zu kommen scheinen, krank nennen.

„Wenn ich es geträumt hätte — ich würde entsetzt sein! Und nun soll ich es für Wahrheit nehmen, für beschlossene Thatsache? Hat kein Schutzengel sich des verirrten Kindes erbarmt? Hat kein Gebet sie hingewiesen auf das Wahre, Echte? Glücklich, wer schon hier allen irdischen Lockungen widersteht. Warum aber sich gewaltsam denselben aussetzen? Hat Herr van Geldern so gänzlich sich, sein Haus, seine anderen Kinder vergessen? Anton, der im Begriff ist, sich eine Gattin zu wählen? Soll dieselbe sich ihre Schwägerin von einer Theaterloge betrachten und rechts und links Urtheile hören über ihren Wuchs, ihre Arme? —

Gertrud und ihren Gemahl aus gutem bürgerlichen Hause, die mit Allen verkehren, welche zu der ersten Gesellschaft gehören? Und weiß man nicht längst, daß sie schon baronisirt sein könnten, wenn Ludwig nicht den starren Sinn hätte, sein einfaches Böchling für ebenbürtig neben den ältesten Namen zu betrachten.

Last, not least — möchte ich auch bitten, Hildegards zu denken — die einen der besten polnischen Namen trägt. Die eine Tochter mit einer Grafenkrone im Wappen, die andere herumziehende Comödiantin?

Nein, ich habe nur geträumt! Wollt Ihr dem Kinde

nicht zu seinem Heil rathen, und hat ein Kind überhaupt Willen und Selbstbestimmungsrecht?

Mögen die Heiligen unabläßig an Euren Herzen arbeiten, das ist das tägliche Gebet —

Eurer betrübten

Hildegard, Gräfin Borowsky".

Ich selber mußte Herrn van Geldern diesen Brief überbringen, er las ihn, keine Wimper zuckte, kein Wort kam über seine Lippen, als er ihn zusammenfaltete und vor sich auf den Schreibtisch legte. Die klagende Gräfin Borowsky war abgethan, das verstand ich.

Steluza's Tagebuch.

Onkel Fridolins Rosenflor lichtet sich, sein Interesse wendet sich jetzt den Herbstblumen zu. Nur seine Simolinrose erfreut ihn noch mit Blüthen und Knospen — und mir that er, was noch nie geschehen — er brach eine dieser schwarzrothen Blumen, als er mich den großen Monolog der Phädra sprechen gehört. Sie halten mich Alle für das heroische Fach am begabtesten, ich jubele darüber, es ist auch das, welches mir am Meisten zusagt. Wie ein schwarzer Fleck sah die Rose an meiner Brust aus, als ich sie in meinem Haar befestigte, glühte sie dort in dunkler Röthe. Wie wunderlich. Gertrud hat auch endlich ein Lebenszeichen gegeben. Welch ein Contrast zwischen ihr und Hildegard. Sie schrieb direct an mich:

„Kleine!

Blankenberghe, Ostende, Brüssel, Paris — daß ich mich nochmals nach letzterem ein wenig erholen mußte, ist begreiflich. Ludwig führte mich nach dem Rigi! Mais quelle société, entsetzlich! Ich konnte nur vier Tage dableiben und bin jetzt am Gardasee in Riva, wo es entzückend ist, und nicht ganz so langweilig, als in Mitten der buntscheckigen,

stündlich wechselnden Gesellschaft auf Rigi-Kulm. Hier haben mich Eure Nachrichten getroffen, nachdem sie allemal einen Tag später an jenen Orten anlangten, als ich sie verlassen. Und nun Kleine? Stelle Dir vor, was ich begann?

„Luise Millerin — Fräulein Steluza van Geldern!"

So hatte ich die Vision des Theaterzettels.

Aber — das wäre noch günstig, ich sah einen andern: „Lucinde vom Theater".

Lucinde — Steluza — und alle möglichen Titel schwirrten mir durch den Kopf: „Die Probirmamsell, Jane Eyre, Pechschulze und das Pfefferröschen" — es war grausam!

Darum, Kleine, hör' zu:

„Declamire, posire, studire so viel Du magst, wenn Dich cette folie nun einmal plagt, Papa soll Dir ein kleines Haustheater bauen lassen, dann kannst Du in der Einsamkeit oder au sein de la famille Deiner Passion fröhnen. Jedermann wird das ganz pikant und hübsch finden. Madame de Sablé sang reizend: „Voilà le sabre, le sabre de mon père", das ist ja überhaupt seit Madame la Princesse de Metternich bon ton. Aber verzichte auf die Oeffentlichkeit und das große Publikum. Denke Dir, wenn Dein Schuhmacher und irgend ein Metzger, mit dessen Fleischlieferungen der Koch des Hauses van Geldern unzufrieden war, das Recht haben, für ihr Theaterbillet unzufrieden mit Dir zu sein?

„Shocking!" ruft Miß Howard so oft.

Du wirst natürlich von Lorbeerkränzen und Sonetten und von Menschenhänden träumen, welche Deinen Triumphwagen ziehen.

Sieh' Dir einmal das Theaterpublikum an, woraus besteht es denn?

Da ist der erste Rang. Man kommt in großer Toilette, denn man besucht nach der Vorstellung noch einen Rout. Natürlich ist man präoccupirt, bis man die anderen Toiletten

gemustert und mit seiner eigenen verglichen hat. Dann hört man eine Scene an, eh' der Glanzpunkt der Künstlerin kommt, und sie ihre zündenden Raketen hinausschleudert, ist ein Herr in unsere Loge getreten. Er weiß einen kleinen reizenden Scandal, welchen er uns erst schleunig mittheilen muß, denn sein Nachspiel wird auf dem Rout stattfinden. Wir lachen. Das Publikum applaudirt. Warum? Der erste Rang hat nur getheilte Aufmerksamkeit gehabt.

Im Parterre sitzen alte Professoren — sie sahen in ihrer Jugend besser Comödie spielen — „weil ihre Herzen jung und empfänglicher waren" setzen sie nicht hinzu, sie mäkeln immer. Da sitzen auch dicke Kaufmannsfrauen; sie zählten Deine Vorgängerin zu ihren Kunden — Dich nicht — so bist Du schlechter als Jene. Der zweite Rang hat Geheimräthe und ästhetische Damen unter seinen Habitués, einige schwärmen für Dich, andere sind mit einer Collegin von Dir befreundet — die gilt allein für sie am ganzen Theater.

Die Beamtenfrauen, gut gebildet, warm empfindend, die eroberst Du Dir. Sie erkennen Dich an, sie weinen gerührt ihre Thränen des Mitgefühls. Würdest Du aber morgen an ihre Seite treten, so rückten sie doch ein wenig ängstlich zusammen. Eine Schauspielerin! Auf der Bühne ist sie willkommen — im Leben kann und will man sie nicht kennen. Die leichte Schminke stellt sich wie eine Mauer zwischen Künstlerthum und Philisterinnen. Wahrhaftig, Kleine, ich übertreibe nicht!

Die dritte Gallerie begeistert sich für die Tugend und verabscheut das Laster, mag die erstere noch so schlecht, das andere noch so vortrefflich dargestellt sein. Der Olymp brüllt um so lauter dort oben, je lauter man dort unten schreit.

Das sind die Leute, welche Dich richten, Dir applaudiren, Dich besprechen — es sind Hunderte, welchen Du Dich zeigst,

wie klein ist unter ihnen das Häuflein echter Kunstververständiger — oder wie groß?

Kleine, spiele auf Deinem Haustheater — oder auf dem Parket der großen Welt Comödie — Beides ist lohnender!

Wie bald würde im Kunstleben Dein Auge entdecken, daß Du Flitter für Gold, Kiesel für Diamanten genommen — es ist eine Wahrheit, wenn auch eine bittere!

Hildegard jammert mir vor, daß Deine Seele Schaden nehmen würde — daran glaube ich weniger, man kann auch in der großen Welt Schiffbruch erleiden. —

Es ist entzückend hier! Ich wollte, Herr van Geldern sendete Dich, wir machten Kahnfahrten nach Torbole, dem Malernest, nach Limosine, wo Du Citronengärten sehen kannst, und nach dem Ponal. Ich trage die einfachsten Toiletten und lese viel — da hätte ich Dir beinah eine Lectüre empfohlen, ohne zu bedenken, daß Du noch zu jung für dieselbe bist. Heirathe doch, Kleine, es wäre die beste Lösung aus dem Kunstconflict. Dann reisten wir zusammen, ich könnte mit Dir lesen — der kleine Baron von Horneck, ce joli blondin, der machte Dir ja so etwas den Hof! Wie?

Weißt Du nichts über Antons Neigungen? Ja freilich, das ist wieder eine dumme Frage, Dir wird er — und kann er nichts darüber vertrauen. M'amie, man sollte Dich verheirathen, und ich werde ein wenig darüber nachdenken. Es ist überdies eine Manie der Frauen, Ehen zu stiften. Ich sage mich auch nicht frei davon.

Also, gieb gescheidte Nachrichten.

„Cara, cara bella donna", singt dort unten ein Schiffer.

Daß Du eine bella donna geworden, zeigt mir Dein Bild, Du kannst Dich unbekümmert neben der russischen Prinzessin, für welche ich in Blankenberghe schwärmte, zeigen. Ich bin ganz stolz auf Dich.

Sei nun auch lieb — und handle gescheidt.

Je t'embrasse mille fois. Deine Gertrud.

P. S. Wenn — wenn — es nicht anders wäre, so nimm für das Theater einen nom de guerre an. Es wäre eine Rücksicht, die Du uns Allen schuldig!“ —

Liebenswürdige Gertrud, ja, Du hast mir bittere Wahrheiten gesagt, aber dennoch, dennoch „fasse ich nach dem Glück“.

Steluza's Tagebuch.

Miß Howard hatte ihre abscheuliche Migräne — die arme Mama machte Krankenbesuche im Dorf, mit Körben und Paketen war der ganze Wagen beladen. Sie erscheint dort stets wie eine gute Fee. Ich schlug den Weg in den Wald ein, so viel zog mir durch Kopf und Herz — ich bin in den kurzen, ereignißreichen Wochen um Jahre älter geworden.

Wie herbstlich sich schon das Laub gefärbt hatte, einzelne Blätter raschelten bereits unter meinen Tritten.

O, du herrlicher Wald!

Mit Mademoiselle Marion lag ich oft auf dem weichen Moos und blickte an den schlanken Buchen und den ernsten Fichten empor. Miß Howard zuckt die Achseln, sie fürchtet die Ameisen und Spinnen und erträumt sich allerhand drohende Gefahren.

Ich schritt weiter und weiter, Berg auf und Berg ab, ich dachte nicht an die schwindende Zeit und nicht an mein Alleinsein.

Ich war an eine Lichtung gekommen und sah einen Hirsch heraustreten, sich stolz umschauen, lauschen, der Quelle zuschreiten und trinken. Welch ein Bild war das; ich hielt den Athem an, ich rührte mich nicht, um das königliche Thier nicht zu stören.

Da, Schritte, ein Knacken und Rascheln in den Zweigen; der Hirsch stutzte und war nach zwei Sätzen entschwunden.

Sollte ihm ein Jäger aufgelauert haben? Mit einem zornigen Gefühl wandte ich mich seitwärts und —

Zwischen den Fichten war eine Gestalt herausgetreten, die eines Mannes, aber über gewöhnliche Mannesgröße hinausragend. Ein bleicher, zartgeschnittener Kopf, wie eine antike Gemme, saß auf den Schultern, lange, blonde Haare fielen am Hinterhaupt hinab, schlicht von der bedeutenden Stirn zurückgekämmt, und zwei große Augen sahen mich starr, erschreckt an.

Er trug einen Sammetrock und hielt einen großen Hut in der Hand — mit Jagdgedanken hatte er also den Wald nicht durchstreift.

Es war, als sei ich im Banne dieser seltsamen Augen, dann streckte plötzlich die Gestalt abwehrend die Hände gegen mich aus und verschwand.

Nun erst kam in mir der Athem und die volle Besinnung wieder.

War ich dem Manne wie eine Vision erschienen? Hatte ich in ihm ein Gespenst gesehen? Ich konnte den seltsamen Blick nicht vergessen, mich schauderte, ich fürchtete mich plötzlich, allein — so rasch, wie verfolgt, eilte ich meinen Weg zurück und als ich den Wald verlassen hatte, da war mir's, als könne ich ihn nie mehr unbefangen betreten.

Du, mein herrlicher Wald, warum hat man mir Deinen Zauber zerstört?

Steluza's Tagebuch.

Sie haben oft wunderliche Ausdrücke, natürlich nur untereinander, meine Lehrer — das macht mich zuweilen stutzig.

„Die K. wird ihre Rolle gut verarbeiten?"

„Welch eine Leistung wird H. liefern?"

„Er reißt Coulissen". „Das Stück ist ein Schmarrn".

Ist das das Patois der Bühne?

Ich habe das Clärchen studirt; Onkel Fridolin und die arme Mama hörten zu, als ich die Rolle dem Doktor B.,

dem Regisseur, citirte. Ich schwärme für ihre Ansprache an das Volk.

Mit heißen Wangen und klopfendem Herzen saß ich dann in einer Ecke und hörte nicht auf die Lobsprüche, welche man mir spendete. Ich war das Clärchen noch immer, jede Fiber bebte in mir.

„Welche Emotion", sagte mir der Doctor endlich, „so dürfen Sie sich nicht hineinlegen, das zehrt sonst an Ihrem Herzblut, mein gnädiges Fräulein!"

„Und wenn! Kann ich anders?"

Er lachte. „Sie müssen sich, sobald Sie abtreten von der Scene, nur vorstellen, daß dies herrliche Clärchen, das sentimentale Gretchen, die thränenreiche Louise, wenn sie Hausfrauen geworden, gewiß ordentlich den Pantoffel über ihren Eheherren geschwungen hätten — oder dergleichen Aehnliches, das ist ein Präservativ gegen die Ueberschwänglichkeit des Gefühls".

Ich konnte ihm nicht antworten.

Frau von B., bei der ich Plastik treibe — sie selber hat darin Vorzügliches geleistet und nur ihr schwaches Stimm-Organ hinderte sie, sich zur Stellung der ersten Tragödin aufzuschwingen, erzählt mir, trotz Miß Howard's Gegenwart, stets von Kabalen und Intriguen, welche gegen sie gerichtet waren.

Können Collegen, Künstler von Gottes Gnaden, denn kleinlich und neidisch sein? Sind es nicht fixe Ideen, mit denen sich Frau von B. vielleicht plagt?

Ich wollte, sie hätte das nicht gesagt, denn nun sehe ich überall ihre gen Himmel gerichteten Blicke, höre sie seufzen und sprechen:

„O mein süßes, unschuldiges Kind, wie werden Ihre Illusionen zerflattern mit dem ersten Schritt, welchen Sie auf den Brettern machen! Man geht über glühenden Boden

wie bei den Gottesurtheilen!“ — Herr van Geldern hat noch nie selber einer Recitation beigewohnt, den Bericht, welchen ihm von Zeit zu Zeit der Doctor V. abstattet, hört er mit seinen unbeweglichen Mienen an.

Steluza's Tagebuch.

Gestern brachte der Doctor den Chordirector mit. Er mußte meine Clärchen-Lieder begleiten.

Als sie an dem Dejeuner sich erfrischten, welches Onkel Fridolin beordert, hörte ich, wie sie Franz Simolin nannten.

„Ist es Wahrheit?“ fragte der Director und er wandte seine Aufmerksamkeit völlig von der Pastete ab.

„Eigene Entschließung des regierenden Herrn!“

„Ah — Parbleu! Glauben Sie, Doctor, daß mich das wenig erfreut?“

„Ob ich es glaube, Direttore, Eure Machtvollkommenheit wird unter dem neuen Regiment ein wenig leiden. Er kann dirigiren, was er will, Urlaub nehmen, wann er mag: er ist absolut herrschender Capellmeister. Der Ruf, der ihm vorangeht, nun, den kennen wir Alle!“

Der Director stürzte hastig ein Glas Wein hinab — so habe ich das an unserem Tische noch nie gesehen — und sagte: „Dottore, ich bin kein Neuling in theatralischen Dingen, und man hat nicht mühsam eine Spitze erstiegen, um sich von einem Nachkommenden, mag er auch Franz Simolin heißen, hinabstürzen zu lassen! Nehmt es auf Glauben, ich werde mich vorbereiten. Mir kommen noch Mittel im Wege — und der Herr ist auch menschlichen Schwächen unterworfen. Wir haben schon Manchen purzeln sehen, der wie ein Bild aus Erz und mit Centnerschwere dazustehen schien. Pereat! wenn Sie wie ich denken“.

„Pereat!“

Die Gläser klangen aneinander, und der Doctor citirte mit seiner wuchtigen Stimme:

„Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten und Besten
In der Schnelle des Augenblicks". —

Ich verstehe diese Leute nicht!

Steluza's Tagebuch.

„Bohémiens!" sagte Miß Howard, als ich sie einmal nach dem Geiger Simolin fragte, „diese Art Leute sind stets „bohémiens" -- ich habe zum ersten Male gefunden, daß die Miß dann und wann ganz richtige Lebensanschauungen entwickelt — aber mit einem bittern Gefühl, das ich für lange Zeit wohl nicht überwinden werde.

Doctor B. hatte eine Probe arrangirt: er Egmont, Frau von B. die Mutter, Brackenburg der jugendliche Liebhaber des Hoftheaters.

Es war ein kleines Auditorium in unserm Saale versammelt, Herrn van Geldern hatte leider eine Depesche nach der Stadt gerufen. Alles fiel gut aus, ich vergaß, daß ich Steluza van Geldern hieß, ich wußte auch nicht, daß man mir lauschte, daß man abwog und schätzte.

Als ich in das rosa Boudoir trat — Gertruds Lieblingsgemach, weil das lichte Roth zu ihrem Teint und ihrer Haarfarbe am besten paßt — da umklammerte eine heiße Hand die meine, und ein heißer Athem wehte mich an.

„Schönes, edles Mädchen, ich weihe mich Deinem Dienst von dieser Stunde an — sie werden Dich alle feiern, — ich aber, ich liebe Dich —"

Was war das? Brackenburgs Züge blickten mich an.

Ich wollte meine Finger befreien, es gelang nicht ohne Anstrengung.

„Stoße mich nicht zurück, in unserm Kostüm sind wir gleichberechtigt" —

„Mein Herr, das gehört nicht zur Rolle — bleiben

Sie dem Dichter getreu!“ konnte ich endlich sagen „über die Rolle hinaus bin ich nicht verpflichtet“.

Er taumelte zurück, ich verließ das Gemach wie betäubt. Die kleine Versammlung applaudirte wieder, als ich mich im Saale zeigte. Dann führte der Doctor einen schlanken Herrn auf mich zu.

„Baron Kronberg, Intendant der herzoglichen Schauspiele“.

Complimente — die Versicherung, daß mein Debut auf der Hofbühne stattfinden solle, daß dort auch, wenn ich gefiele, ein Engagement gewiß sei. —

Es war mir noch immer, als fühle ich Brackenburgs heißen Athem.

Baron Horneck beglückwünschte mich emphatisch — Gela war nicht erschienen. Ich hatte mir gedacht, es ließe sich nach einem ersten kleinen Triumph besser schlafen.

In dem Conversationszimmer des herzoglichen Theaters plauderte man lebhaft durcheinander, Alt und Jung, Mitglieder der Oper und des Schauspiels, Rivalen und gute Freunde und heimliche Feinde — Alle hatten sich eingefunden. Alle schienen etwas zu erwarten. Auf der Bühne war das Chorpersonal anwesend, und die leichte Schaar des Balletvölkchens hielt sich im Schatten der Coulissen auf, nur um zu sehen, was vor sich ging. Alle Mitglieder des Orchesters waren auf ihren Sitzen zu finden.

„Allerhöchstes Wohlgefallen“, meinte der Baßbuffo, und zum Heldenvater des Schauspiels gewandt: „mir ist das noch nie genaht und ich war bei drei Hoftheatern — aber Sie wissen ja, wie es bei Offenbach heißt: Bücken, bücken, bücken! Und, Freund, mein Rücken ist von jeher ein wenig steif gewesen“.

Diese Behauptung genirte ihn nicht im Mindesten eine

übertiefe Verbeugung zu machen, als der Intendant flüchtig in der Thüre erschien.

„Mein theurer College", war die Entgegnung, „dergleichen trifft immer die würdigsten Subjecte, das ist eine allbekannte Thatsache. Unsereins, der es mit der Kunst heilig ernst nimmt, ein treuer Gatte, ein sorgsamer Familienvater ist — Unsereins hat vergebens um Nachurlaub ersucht. Man schrieb sich die Finger lahm in K., wo ich gastiren sollte und Hunderte mit Leichtigkeit verdient hätte — der da kommt nach zwei Monaten, um seine Stelle anzutreten".

Die Gattin des Heldenvaters, die „komische Alte" gab, obwohl sie selber noch das Prädicat jung zu beanspruchen hatte, klagte in dem gleichen Augenblicke drüben der ersten tragischen Sängerin:

„Nur Keinen vom Theater heirathen, liebe Adele, das ist die unglücklichste Wahl. Können Sie denken, daß sich mein Mann noch für die jüngste Balletratte interessiren kann, und ich sitze da mit vier kleinen Kindern! Na, in dem berühmten neuen Capellmeister bekommen wir auch einen Don Juan, hüten Sie sich, liebstes Kind, hüten Sie sich!"

„Wer wohl zuerst die Netze nach ihm auswirft, die Altistin Bianchini oder die Tugendheldin Adele — ich bin sehr neugierig!" raunte die Tragödin der sentimentalen Liebhaberin zu. Wenn sie nicht Aug' in Aug' einander gegenüber standen, waren sie erklärte Feindinnen.

„Sie sollen sehen", klagte die Andere und lächelte dabei hinter dem Fächer dem Darsteller der Naturburschen zu, „die Borra bekommt sicher von ihm die Rolle der Fenella zuertheilt — die doch von Rechtswegen mir gehört. Sie fängt geschickt jeden der Neuen — stellen Sie sich vor, eine Tänzerin die Fenella auffassen!"

„Horrible — fi donc!" sagte die Tragödin, von der es bekannt war, daß sie wöchentlich zwei französische Conversations-

stunden nahm. Und während Jene dann die eben eintretende muntere Liebhaberin mit Ostentation umarmte, um zu zeigen, daß sie „dem kleinen Dinge“ den gestern Abend erlebten Triumph neidlos von Herzen gönne, wandte sich die Darstellerin der Medea zu ihrem Nachbar, dem Episodenspieler:

„Die gute Braun capricirt sich auf die Fenella! Ich finde, Fräulein Borra hat ebenso viel Verstand in ihren kleinen Füßen, als Fräulein Braun in ihrem verhältnißmäßig sehr großen Kopfe“.

Der Ausspruch flog sofort von Munde zu Munde.

„Aber meine verehrte, theure Freundin“, sagte der Chargenspieler zu der etwas zu starken kolchischen Königstochter, „ist es wahr, daß der Intendant beabsichtigt, Ihnen — einer Künstlerin wie Sie — ein junges Wesen an die Seite zu stellen“. . .

„O, mein lieber Heinrichs, Euch Allen — denn das ist ein Affront für das ganze Theaterpersonal. Eine Debütantin quasi engagirt — bis zum Lampenputzer hinunter sollte sich Alles empören. Unser Theater zählt nur Größen in jedem Fache“.

„Wäre darin auch der Lampenputzer einbegriffen?“

Eine Pause, eine Bewegung, der Doctor V. ersuchte die Opernmitglieder, auf die Bühne zu kommen.

„Vorstellung in pleno dort draußen, das Schauspiel wird nur en passant mitgenommen“, hieß es im Conversationszimmer.

Frau Dalba, die Heroine, hatte noch Zeit, ihrem Nachbar zuzuraunen: „Die Tochter eines Millionärs — wodurch wird sie glänzen? — Durch Toiletten!“

„Was den Verehrer der Dalba zu enormen Ausgaben veranlassen wird“, flüsterte der einem jungen Mädchen zu, das neben ihm saß und darob in ein leises, boshaftes Kichern ausbrach.

Von der Bühne herüber klang eine wohltönende, volle Stimme.

„Eine Rede! Natürlich, wie immer, Neuerungen, Kunstpflege, Musendienst, Lebensaufgabe. Es sind immer dieselben Ingredienzen an dem Ragout“, meinte der Komiker. „Massenbegrüßung, dann vereinzeltes Händedrücken, hüben und drüben, herablassendes Kopfnicken — Kinder, reckt die Hälse nicht. Wir haben das schon öfter erlebt“.

„Er soll schön sein, wie ein Gott!“ sagte die Darstellerin anmeldender Kammerzofen.

„Nein, häßlich wie ein Teufel!“ rief ein junger Blondin, welcher die tölpelhaften Diener mit besonderem Geschick gab.

„Wem glaubt man nun?“

„Richtig, er hat die Einzelwanderung angetreten“, sagte der Komiker, „wir haben inzwischen die Ehre, seine Majestät den Herrn Intendanten hier zu sehen“.

Sehr rasch wandten sich die Köpfe der offenen Thür zu.

„Meine Damen und Herren“, sagte der Baron Kronberg, nur wenige Schritte, in dem Raum vortretend, „ich hielt es für unser Aller Pflicht, einen Mann, wie Franz Simolin, als Collegen an unserm Institut mit gebührender Aufmerksamkeit zu begrüßen. Nicht allein gilt das von den Mitgliedern der direct unter ihm stehenden Oper, sondern auch das Schauspiel wird sein Kommen mit Freude erfüllen — wir beabsichtigen Aufführungen wie Antigone, Manfred — wo Wort und Ton gemeinsam sich verbinden —“

„Ah, ah“.

Alle Gesichter zeigten, wie besonders gern man den neuen Kapellmeister empfinge. Herr von Kronberg kam nicht zum Schluß seiner kurzen Ansprache, sein Büreaudiener machte ihm eine leise Meldung, worauf nun der Baron ein „ah, ah!“ hören ließ und das Conversationszimmer verließ.

„Habt Ihr gehört, Antigone, Manfred —“

„Oh Kreon, Kreon“ flüsterte der Heldenspieler, „auch den noch lernen!“

„Die gute Dalba ist entschieden zu beleibt für die Antigone“, behauptete die sentimentale Liebhaberin.

„Ach, sehen Sie doch“, raunte man einander zu.

Der Baron erschien wieder, aber diesmal lag auf seinem Arm eine kleine Hand in lichtgrauer Bekleidung und dieselbe gehörte zu einer schlanken Mädchengestalt, deren ernste, schwarze Augen forschend die Versammlung überflogen. Dann neigte sie sich graziös nach allen Seiten.

Drei Schritte hinter ihr tauchte eine zweite weibliche Erscheinung auf, lang und hager, ihr Gruß war nur ein flüchtiges Neigen des Hauptes. Sie hielt mit beiden Händen ihr Gewand, als scheue sie dessen Berührung mit dem Bretterboden da draußen.

„Fräulein Steluza van Geldern, meine Damen, meine Herren, eine Kunstnovize, wenn das zu sagen noch erlaubt ist —“

Steluza wehrte das Compliment in jenen Worten mit einem leichten Lächeln ab; sie sah fast hoheitsvoll aus in dem schwarzen Kleid mit schweren Spitzen und dem blinkenden Metallbesatz clair de lune, der es überrieselte.

„Ich wollte zugleich“ fuhr der Intendant fort, „mit jener Vorstellung diese verbinden. Fräulein van Geldern tritt, wie ich hoffe, recht bald in unsere Mitte —“ Er gelangte aber nicht dazu, der jungen Dame die Namen der Anwesenden zu nennen, denn eben jetzt näherten sich rasche Schritte und eine hohe Männergestalt trat ein, ein scharfgeschnittener Kopf mit großen, blauen Augen neigte sich und — gerade als sich die Augen hoben, begegneten sie dem erschreckten Blick zweier tiefschwarzen — Steluza und Franz Simolin standen sich gegenüber. Jedes von ihnen wußte, nicht zum ersten Male — sie hatten einander schon ebenfalls so in die Augen geschaut, drüben im Walde.

„Herr Capellmeister Franz Simolin — Fräulein Steluza van Geldern!“

Der Baron hätte die Vorstellung ersparen können, Steluza hatte es gewußt, als der hohe Mann mit dem lichtblonden Haar, den marmornen Zügen, den kalten, wasserklaren Augen eingetreten — instinctiv geahnt. Und er? Was war ihm ein Name — er hatte dies Gesicht nicht zum ersten Male dort im Walde gesehen — nein! —

Er wischte über seine Stirn und ermannte sich endlich gewaltsam.

Name um Name schlug an sein Ohr, die zukünftige Antigone lächelte ihn freundlich an und zog den Athem ein, um schlanker zu erscheinen, die Herren waren sehr glücklich, einen „so berühmten Künstler“ kennen zu lernen — aber seine Stimme, die von der Bühne her so voll geklungen, vernahm hier niemand.

Endlich Cercle abgenommen. — „Er hat sich wahrhaftig wie ein Fürst geberdet“, flüsterte man einander bereits in den entferntesten Ecken zu, — und Franz Simolin wandte sich wieder an den Intendanten.

„Ein sehr heißer Herbst!“ sagte er, „ich fühlte den Wechsel doppelt nach meinem Aufenthalt in der Waldeskühle“.

Und da begegneten die vier Augen einander wieder.

„Mein Fräulein“, fragte er rasch, unvermittelt, auf Steluza zutretend, „ich bitte Sie, zu der Schumannfeier die Rolle der Astarte zu übernehmen — Ihre Erscheinung ist wie geschaffen dazu“. —

„Fräulein van Geldern hat die Bühne noch nicht betreten“, fiel der Intendant ein.

„Wäre das ein Grund, meine Bitte abzuschlagen?“ fragte Simolins weiche Stimme. Steluza schüttelte leicht das schöne Haupt, ein liebliches Lächeln glitt um ihren Mund. „Ich will!“ sagte sie.

Franz Simolin führte die kleine Hand an seine Lippen, grüßte zurück und verließ das Zimmer.

„Welch eine Kokette!“

„Ein Musikpapst!“ — gut erfunden, werde für Verbreitung sorgen“.

„Die sieht nicht aus, wie eine Novize in der Kunst des Gefallens!“

„Ich glaube nicht an ihre sechzehn Jahre!“

„Nun, ein Debüt als Astarte kann man ihr gönnen, das plündert keine Lorbeerbäume“. Man lachte und flüsterte hüben und drüben.

„Sollen wir gehen, my dear?“ fragte Miß Howard.

Das erst riß Steluza aus einer Art von Erstarrung, in der sie bisher verharrt.

„Ja, wir wollen gehen“.

— — Zwei Stunden später saß sie in Jakobshalde vor ihrem Tagebuch. Ihre Augen flimmerten in einem seltsamen Lichte, ihre Wangen brannten und doch hatte sie mit sicherer, fester Hand nur zwei Zeilen geschrieben:

„Am fünften October.

Heute ist er in mein Leben getreten!“

Hörbar tobten die Herbstwinde zum ersten Male um die Villa Jakobshalde.

Der Hausherr hatte seit einer halben Stunde geduldig dem Vortrag Fridolins über sein Budget hinsichtlich der Gartenverwaltung gelauscht, einen Blick in die sauber geführten Bücher geworfen und neue Zulagen bewilligt.

Onkel Fridolins Gesicht strahlte von Heiterkeit und Selbstzufriedenheit.

„Wenn es auch meine Passion ist, Jakob — kein Anderer würde Garten und Park Dir so halten. Ich kann es mit einiger Genugthuung sagen“.

„Gewiß, Fridolin, gewiß!“ und Herr van Geldern wandte nun seine Aufmerksamkeit wieder der neuesten Zeitung zu.

Frau van Geldern saß in der Fensternische, den hübschen Kopf über ein illustrirtes Journal gebeugt, dessen Blätter sie so geräuschlos als möglich wandte.

„Er ist zufrieden“, flüsterte ihr Fridolin zu. Sie nickte theilnahmsvoll.

„Aber ich brauche einige gute Tage“, fuhr Jener fort, „es könnte noch so Manches zur Blüthe gebracht werden —“

Der Eintritt eines Dieners unterbrach ihn; die Dienerschaft der Jakobshalde hatte eine äußerst diskrete Livrée, keine schreienden Farben, keine blitzenden Knöpfe.

Der Hausfrau wurde auf silbernem Teller eine Karte überreicht.

Sie las, hielt sie zweifelnd empor, sah nach dem Gatten hinüber und sagte endlich: „Franz Simolin!“

In den zwei Worten lag die Frage, was ihr gestrenger Gatte darüber denke.

Fridolin kam Jenem indeß mit einer Antwort zuvor.

„Franz Simolin! Welch eine Aufmerksamkeit — er hat von meiner berühmten Rose gehört“ und der kleine Herr erhob sich und trippelte erwartungsvoll einige Schritte der Thür entgegen. „Jakob van Geldern — Du gestattest — es genirt Dich nicht?“

„Nicht im Mindesten“.

„Ich lasse bitten“, sagte jetzt erst die Hausfrau, aus ihrem Zweifel befreit.

Der Diener ging, dann öffnete sich nach kurzen Augenblicken die schwere Eichenthür wieder, und der Erwartete erschien.

Mit hochgetragenem Haupte überschaute er flüchtig das Innere des behaglichen Salons und verneigte sich höflich.

Onkel Fridolin war auf jener Stelle wie angewurzelt

stehen geblieben, welcher er vorhin eilig zugeschritten, die Hausfrau hatte sich erhoben und sah mit einer Mischung von Ehrfurcht und Befangenheit dem Gast entgegen, und nur Herr Jakob van Geldern sagte ruhig und kalt, wie immer: „Wir freuen uns, Sie in dem Hause Geldern begrüßen zu dürfen".

Simolin verbeugte sich wieder.

„Und ich danke Ihnen für den freundlichen Empfang, welchen Sie mir zu Theil werden lassen, der ich so ohne jede Beziehung und Berechtigung erscheine!"

„O!" sagte Onkel Fridolin vor sich, „o —" aber doch nicht laut genug, als daß es als Protest hätte genommen werden können.

Die Hausfrau hatte dem berühmten Geiger den Platz an ihrer Seite angewiesen.

„Baron Kronberg", fuhr Simolin fort, „hat mich mit Fräulein van Geldern bekannt gemacht, — ist es" — seine Blicke glitten von der zerbrechlichen Gestalt, den hilflosen Mienen Frau Evelinens hinüber nach den eisernen Zügen des Hausherrn — „ist es beschlossene Thatsache, daß Sie der jungen Dame die Künstlerlaufbahn gestatten?"

„Es ist der Wunsch Fräulein van Gelderns — sie glaubt ihr Lebensglück in jenem Berufe zu finden — und ich, Herr Simolin, bin zu vorurtheilsfrei, um sie nicht ihren Weg gehen zu lassen".

„Eine Ansicht, mit welcher Sie eine Ausnahme in Ihren Kreisen sein dürften, Herr van Geldern — wenn nicht Sie selber künstlerisch beanlagt, dem Gefühlsdrang der jungen Dame Rechnung trugen!"

Herr Jakob van Geldern lächelte eigenartig; ein Lächeln war's, vor dem Frau Eveline stets ein leises Grauen empfand.

„Nein, mein Herr, nein! Der Kunst gegenüber bin ich, so unwissend, wie fühllos — ich bin ein Geschäftsmann,

weiter nichts. Nehmen Sie dieses Geständniß, wie es gemeint ist — als eine ehrliche That".

Franz Simolin trat zu Herrn van Geldern und drückte seine Rechte.

„O", sagte er, „Sie wissen nicht, wie ein Mann diese Worte zu schätzen weiß, dem so viele Kunstaffectation, so viele Oberflächlichkeit begegnet. Jakobshalde aber zeigt im Aeußeren wie Inneren, daß Sie ein Förderer der bildenden Künste sind".

„Nur indirect, Herr Simolin! Ich liebe den behaglichen Luxus, weil er mir zu jeder Stunde sagen kann, daß ich berechtigt bin, mich mit ihm zu umgeben — berechtigt durch Arbeit. Was stylvoll, was geschmackvoll, habe ich den Berathern überlassen —"

Onkel Fridolin war leise zu Frau Eveline herangetreten.

„Es hätte keine Rose sein müssen — das war ein schlechter Vergleich. Er ist wie eine hohe, einsame Palme".

Die Portiere des Nebenzimmers schlug auseinander und in dem braunrothen Rahmen derselben zeigte sich Steluza's schlanke Gestalt.

Ohne Erschrecken oder Erröthen, ja selbst ohne jedes Zeichen des Ueberraschtseins schritt sie auf Simolin zu und reichte ihm die Hand.

„Es ist gut, daß Sie an die Nachbarschaft von Jakobshalde gedacht haben", sagte sie einfach. Etwas, wie ein Lächeln flog über seine marmornen Züge.

„Es war Astarte, die mich rief — ich komme, um Sühne für begangnes Unrecht zu bringen. Baron Kronberg machte mich darauf aufmerksam, daß es ein Opfer für Sie sein würde, in jener Rolle sich zuerst zu zeigen. Werden Sie mir die Zumuthung verzeihen?"

Onkel Fridolins kleine Augen zwinkerten vor Vergnügen darüber, daß seine kleine Steluza so viel Haltung und der Geigerkönig so viel Unterwerfung zeige.

Frau Eveline lauschte dem sonoren Klang der Stimme, und Herr van Geldern saß mit seiner geraden Haltung wie immer da und betrachtete abwechselnd den Fremden und seine eigenen weißen Finger.

„Ich will nicht verzeihen, sondern danken — ich freue mich, daß Sie mich lehren werden, den richtigen Ton zu treffen — freue mich der Feier — und Ihrer Direction!“ sagte das schöne Mädchen.

„So wollen Sie keine Gnade üben?“ rief er, halb erregt, halb erfreut.

„Sie müßten mich denn für völlig ungeeignet erklären!“ erwiderte sie und sah ihn an, als habe sie sein Urtheil zu erwarten.

„Das kann ich nicht — denn ich darf nicht unwahr sein!“

„Sie hob wie erfreut die Hände ein wenig, aber sie war hier im Salon der Mutter — und Frau Eveline würde jeden lauten Ausbruch von Freude oder Schmerz für unpassend erklärt haben — dessen erinnerte sie sich noch rechtzeitig. Das Roth vertiefte sich ein wenig auf ihren Wangen, während sie dann sagte:

„Es bleibt also dabei, Herr —“ ein schelmisches Lachen zuckte um ihre Lippen — „welchen Titel unter den vielen ziehen Sie vor? Capellmeister, Professor, Baron —“

„Meinen einfachen Namen, gnädiges Fränlein!“

„Ah“, erwiderte sie stockend, „jetzt habe ich Ursache, um Verzeihung zu bitten. Franz Simolin, diese beiden Worte sind freilich ohne jede Zuthat der Welt bekannt“.

„Glauben Sie, daß das glücklich macht?“ fragte er rasch und leise, wartete aber keine Antwort ab, sondern wandte sich zu der Hausfrau.

„Meine Gnädige, die Jakobshalde ist ja ein wahres Blumenparadies!“

„Was meinem Schwager, Herr Fridolin van Geldern

zu danken ist", entgegnete sie. Der Genannte verbeugte sich, strich nachdem über seinen Scheitel und erhob das Haupt stolzer.

„Nicht lange mehr, dann siedeln wir in die Stadt über", erzählte Frau Eveline.

„Im Winter steht die Villa leer? Sie muß dann aussehen wie ein eingeschneiter Frühlingstraum", rief der Künstler.

„Mir wird es allemal schwer, von hier zu scheiden", sagte das junge Mädchen. „Mich bedrückt das Stadthaus".

„So bleibe hier", antwortete Herr van Geldern, „Miß Howard und Onkel Fridolin werden Dir gern die Honneurs machen".

„O, Geldern, Geldern", warf die Hausfrau hin.

Onkel Fridolin murmelte etwas von den Gewächshäusern, und Steluza sagte, daß sie den Vater vielleicht an dieses Versprechen mahnen werde.

Man wechselte noch einige Phrasen, Herr van Geldern erkundigte sich nach Schloß Hornspitz, höflich, weil das eine Pflicht war, und Simolin entgegnete, daß er wie ein Eremit dort hause. Flüchtig wurde auch der Musiksaal zu Jakobshalde erwähnt.

„Er ist nur drei Zimmer entfernt", setzte der Hausherr aufstehend hinzu, und Simolin war so gezwungen zu bitten, daß man ihn zeige. Es war das auch vielleicht Berechnung des stolzen, kunstfremden Kaufherrn. „Obwohl ich selber Allem, was singt und klingt, fern stehe — mein Geld ist eine Macht, die Alles herbeizwingt".

Er führte den berühmten Gast durch die Nebengemächer hinüber in den Raum, der in seiner weißen Ausstattung mit goldenen Verzierungen, den Emblemen der Musik, einen so festlichen wie würdigen Eindruck machte.

Simolin betonte das, und Herr van Geldern überhörte es schweigend.

„Eine Depesche“, sagte ein Diener, der unhörbar genaht war.

Nur die Mienen und der kurze Stoßseufzer „Ein geplagter Geschäftsmann“ baten den Künstler um Entschuldigung, und derselbe trat sofort zurück. Drüben neben der hohen Malachitvase, welche einen Riesenstrauß barg, waren zwei dunkle Augen jeder seiner Bewegungen gefolgt.

Simolin ging in's Nebengemach und zu ihr heran.

„Es ist mir wie ein Traum“, flüsterte er dem Mädchen zu; „Ihr Fuß, der bisher nur über weiche Teppiche geschritten ist, der will einen rauhen, steinigten Weg betreten?“

„Ging ihn der Ihre nicht auch?“ fragte Steluza.

Er hob wie erschreckt die Hände und seine sonst so kalt scheinenden Augen versandten förmlich Blitze.

„Wissen Sie denn, ob ich nicht aus tausend Wunden geblutet habe, Kind, harmloses Kind?“ Dann beugte er sich herab zu ihr, so daß sie sein Athem fast streifte.

„Warum hütet Sie die väterliche Liebe nicht vor dem Irrwege?“

Sie blickte zu ihm auf, erst erschreckt, dann aber schüttelte sie das schwarze Köpfchen.

„Er liebt mich, der Herr Jakob van Geldern“.

Die Depesche war abgethan, Simolin schritt mit den Beiden noch einmal hinüber, um im braunen Salon Abschied zu nehmen.

Frau Eveline flüsterte befangen etwas von „Angenehm gewesen“, Onkel Fridolin machte drei zierliche Complimente, Steluza reichte ihm die Hand wie einem alten Freunde.

Herr van Geldern geleitete ihn, wie jeden Gast seines Hauses, mochte er fürstlichen Rang haben oder den einfachsten Namen tragen, bis unter die Vorhalle.

„Steluza, Kind, Du hättest ihm doch sagen können, welche Aufmerksamkeit ich für ihn hatte — aus reiner Verehrung!“ klagte Herr Fridolin.

„Wir sehen ihn ja wieder!“ entgegnete sie bestimmt und doch war kein Wort darüber gesprochen.

„Sind Dir derartige Besuche nicht unangenehm, van Geldern?“ fragte Frau Eveline.

„Ich sage mir, daß das nur der Anfang ist“, entgegnete der Kaufherr, und sie ließ ihren Seufzer so leise als möglich verklingen.

Am 20. October.

Was sind mir noch Träume von Ruhm und Glanz? Ich weiß nichts mehr von dem, was Marion mir zu erzählen pflegte! Und ich finde mich selber nicht mehr und nichts in mir, als einen Namen — den seinen.

Ja, er ist in mein Leben getreten!

Es war ein Versehen, daß ihn der Diener direct in mein Zimmer führte; wir saßen im Halblicht, Miß Howard und ich, draußen kam die Mondscheibe silbern herauf, und in dem Kamin flackerte das erste Holzfeuer. Ich hatte hinein gesehen, ohne etwas zu denken und wie ich nun den Kopf hob und ihn sah, da war es, als tanzten zwei feurige Sonnen vor meinen Augen auf und nieder und endlich, endlich erst erkannte ich ihn. Miß Howard hatte Licht befohlen, sie war sehr entsetzt, daß man uns eigentlich überfallen, und ihr blieben die Honneurs allein, denn Herr van Geldern und die arme Mama waren zu einem Diner. Wie er die Miß beruhigte, sie sah ganz lammfromm zu ihm auf, und dann trat er an das Clavier und ließ mich meine Worte sprechen — „Manfred — Manfred —“ und „Lebe wohl!“

Es war keine lange Probe; er nahm meine Hände und blickte mir fest in die Augen.

„Kind, welch ein Kunstgefühl, welch ein Verständniß Sie haben. Und doch — und doch!“

Ich wollte die Erklärung dieses „doch“ haben. Er sah

mich an, „natürlich ernst“ behauptete Miß Howard und sagte: „Doch möchte ich Sie vor dem Künstlerthum bewahren“.

„Welch ein Schicksal würden Sie mir statt dessen wünschen?“

„Das eines liebenden, geliebten Weibes!“ Er brach flüchtig ab.

Mir drängte sich plötzlich alles Blut zum Herzen, ich fühlte einen Schwindel und mußte mich mit aller Anstrengung an der Lehne eines Stuhles halten. Ich hätte so gern geantwortet, scherzend, um mir selber über das Peinliche der Situation hinweg zu helfen, aber meine Lippen zitterten zu sehr.

Glücklicherweise machte Miß Howard eine Bemerkung über das Wetter — wie geistreich das in dem Momente war! Am Kamin, von den röthlichen Flammen beleuchtet, sah er dann aus, wie ein Marmorkopf des klassischen Zeitalters, vor dem man eine Opferschaale angezündet — ein Gott — war er schon ein Götzenbild in meinem Leben?

„Tagebücher“ sagte er, „führen nur sechzehnjährige — Damen und zwanzigjährige Jünglinge, in dem Alter hat man noch den Muth, Alles hinein zu schreiben, Alles, selbst das Bekenntniß erster, unglücklicher Liebe. Je mehr sich unsere Lebenserfahrung vergrößert, um so zurückhaltender wird man — in jenem Alter vertraut man der Freundschaft am offenherzigsten, und sie ist am indiscretesten — sie erzählt dem nächsten Freunde all unsere Schmerzen und Freuden; später, wenn wir auf felsenfeste Freundschaft rechnen können, sind wir vorsichtig und scheu geworden. Es kommt Alles zu spät im Leben!“

Miß Howard erzählte ihm, daß sie ihn in London gehört; er sah mich an und sagte ganz unvermittelt: „Wenn die Manfred-Vorstellung vorüber ist, komme ich mit meiner Geige.“

Konnte — kann er denn jeden Gedanken in meinen Mienen lesen?

Ich habe begriffen, warum erst dann — hätte ich seine Zauberweisen vorher gehört, Astarte wäre nicht regelrecht erschienen und gegangen.

„What a man!“ sagte Miß Howard, als er gegangen war, entzückt. Ich legte still die Hand aufs Herz — seine Lippen hatten sie berührt.

Dann kam die Aufführung; sein Wille war es, daß ich nur einer Probe beiwohnte. So wenig als möglich kümmerten mich die Außen- und Nebendinge. Es war so feierlich, ihn zu sehen — ich dachte an die Priester des Alterthums, die Musik ist ihm wahrer, echter Gottesdienst.

Wie sie mich dann geschminkt hatten, leichenblaß, und ich mich mit dem weißen Gewande sah, da schauderte ich vor mir selber.

Von allem Bühnenapparat gewahrte ich nichts. Und auf der Scene war es nicht Manfred, den ich zu rufen meinte, sondern ihn, Franz Simolin — und statt des Lebewohls hätte ich vor den Hunderten, die da in dem weiten Raume versammelt waren, ihm gestehen können: „Ich liebe Dich!“

„Mein Gott, Sie haben das Fieber!“ sagte der Intendant mir hinter den Coulissen, aber ich vermochte zu lachen.

Als ich nach Hause kam, beglückwünschten mich die arme Mama und Onkel Fridolin zu meiner Haltung und um meines Aussehens willen, selbst Bruder Anton ließ sich herbei, mir zu sagen, daß ich ein gutes „Bühnengesicht“ habe.

Ich ging direct zu Herrn van Geldern.

Ich glaube, ich habe die Hände vor ihm gefaltet, als sei er ein segenspendender Gott.

„Es war ein Irrthum, ich werde niemals eine Künstlerin sein, Herr Jakob van Geldern — ich bitte um Verzeihung —

ich will nichts anderes sein und haben, als das gewöhnliche Frauen-Schicksal!“

Er maß mich mit einem sonderbaren Blicke.

„Bist Du krank, Steluza?“

„Es ist möglich — und darum — ich glaube, ich kann nur zu Jakobshalde gesund werden!“

Eine Stunde später befanden wir uns auf dem Wege nach hier, Miß Howard und ich. Onkel Fridolin kommt, wenn die Blumenausstellung vorüber ist. —

Zwei Tage vergingen! die arme, kleine Mama schrieb mir, daß es nur die Madonna allein sei, welche mein Herz gewendet — sie wäre so gern zu mir geeilt, aber Herr Jakob van Geldern hätte gesagt, es sei eine Krise, in der müsse ich mir selber überlassen bleiben.

Wir saßen unter den Palmen im Treibhause, als er formell seine Karte sandte. Miß Howard nahm sie feierlich entgegen.

„My dear, woher weiß er nur, daß wir hier sind?“

Dann befahl sie, weil es nahe dem Dämmern war, die Lampen zwischen dem Grün anzuzünden.

„Ah“, sagte er, und wie väterlich liebkosend strichen seine Hände über mein Haupt, „hierher haben wir uns geflüchtet —“

Mein Blick mochte ihm wohl sagen: „Mit einem kranken Herzen!“

Stillschweigend faßte er dann nach seiner Geige und spielte.

Wie Monde schimmerten die weißen Lampen zwischen dem Grün.

Ich weiß nicht was und nicht wie lange, nur das Wie! das Wie!

Als er geendet, da saß ich nicht mehr auf der Ruhebank von moosgrünem Plüsch, sondern kniete an seiner Seite, den

Kopf auf seine Hände geneigt. Ich hatte einen wunderlichen Traum gehabt, ich war Frau Mette, die des Spielmanns Lied durch den Wald und durch den Fluß gelockt — die mit blutenden Füßen durch Dornengestrüpp gegangen, und welcher die Tannenzweige die weichen Wangen verwundet hatten — ich mußte zu ihm aufsehen und ihm jene Worte sagen, in welchen das unglückliche, sündige Weib dem Gatten seine Schuld gesteht:

„Sein Lied ist stark, als wie der Tod,
Es lockt in Nacht und Verderben.
Noch brennt mir im Herzen die tönende Glut,
Ich weiß, jetzt muß ich sterben". —

Da zogen mich zwei starke Arme empor und drückten mich an ein hochklopfendes Herz.

„Warum sterben, meine süße Steluza?"

Aber das war nur ein kurzer Augenblick, dann stieß er mich gewaltsam zurück, sah mich mit einem unendlich traurigen Blicke an, zog mich nochmals an seine Brust und preßte einen glühenden Kuß auf meine Lippen.

„Franz, Franz!" stammelte ich jauchzend, aber nun griff ich in die leere Luft, er war verschwunden.

„I could not help it", sagte da eine Stimme unter Thränen zu mir, und Miß Howard sah mich treuherzig an. „Ich konnte es nicht ändern, my dear!"

„Nein, nein, keine irdische Gewalt könnte das!" mußte ich ihr mitleidig entgegnen. Dann versuchte sie, mich zu umarmen, aber ich wich ihr aus — fürder hatte nur Einer das Recht.

„Ich habe auch einmal geliebt, in Schottland — ach, und ich war glücklich, eine kurze Zeit", sagte Miß Howard.

„Einmal — das wiegt ein ganzes Leben auf", erwiderte ich ihr — „ich könnte jetzt sterben wie die unglückselige Frau Mette!"

„Nein“, mußte ich dann rufen, als mir mein Bild aus der Spiegelgrotte entgegen blickte, „nein, ich will leben, für ihn, mit ihm! Und wie schön ich bin, wie schön ich sein will — für ihn!“ —

Miß Howard schritt mit mir unter den Palmen auf und ab, sie versicherte, daß sie discret sein wolle bis in den Tod.

„Warum? Eine ganze Welt kann es wissen, daß wir uns lieben!“

„Aber Herr Jakob van Geldern muß langsam vorbereitet werden“.

„Kann er einen Herrn van Geldern fürchten?“ Ich bin die ganze Nacht unter den Palmen geblieben, noch immer hörte ich seine Geige singen, fühlte mich von seinen Armen umschlungen, und hundertmal sagte ich vor mich hin: „Ich bin glücklich!“

Am Nachmittag kam von Schloß Hornspitz ein alter Diener, er hatte das „gnädige Fräulein selber“ zu sprechen verlangt, und als ich ihn eintreten ließ, überreichte er mir einen Strauß Vergißmeinnicht und eine Rolle.

„Mein Herr hat sie selber am Teich gepflückt“, sagte er, als wisse er halb und halb, was das für mich bedeute, genau aber, welche Ehre es sei, einen Strauß von Simolins eigener Hand zu empfangen.

„Sind Sie schon lange bei ihm?“ fragte ich, in sein ehrliches, faltiges Gesicht sehend.

„Ich habe ihn in Ungarn auf dem Arm getragen“.

„Und lieben ihn wie einen Sohn?“

„Als ob ich das nicht müßte!“

Ich öffnete die Rolle nicht in seiner Gegenwart, er aber sagte mit einem Seitenblick darauf:

„Das wird diese Nacht entstanden sein, ich habe ihn schlaflos auf und ab gehen, bald spielen, bald seufzen hören —

so ist es immer, wenn er arbeitet, es ringt sich ihm tief aus dem Herzen herauf!“

Also auch er schlief nicht, wie ich es nicht gethan.

„Ist Ihr Herr für lange nach Schloß Hornspitz zurückgekehrt?“

„Das weiß man nie! Heute kommt er, morgen gehen wir oft schon wieder. Er hat von jeher etwas Ruheloses gehabt“.

Wie gern ich den Alten noch hätte erzählen lassen, aber ich dachte an Miß Howards Warnung. Und wie ich das Goldstück in seine Hand gleiten ließ, da drückte ich dieselbe — sie reicht ihm ja heute, was er verlangt. Dann küßte ich die blauen Blüthen. Onkel Fridolin hatte mir einen Strauß duftender Magnolien herüber gesandt — ich mochte sie nicht mehr sehen und trug sie in Miß Howards Zimmer; die blauen Sterne waren mir lieber.

Jene Rolle enthielt ein Heine'sches Lied von Franz Simolin componirt.

Was sagte es mir? Ich las es unter strömenden Thränen:

„Laß ab!

Der Tag ist in die Nacht verliebt,
Der Frühling in den Winter,
Das Leben verliebt in den Tod —
Und Du, Du liebst mich!

Du liebst mich — schon erfassen Dich
Die grauenhaften Schatten,
All Deine Blüthe welkt,
Und Deine Seele verblutet.

Laß ab von mir, und liebe nur
Die heiteren Schmetterlinge,
Die da gaukeln im Sonnenlicht —
Laß ab von mir und dem Unglück!“

Als ich die Melodie spielte, versiegten meine Thränen, mich ergriff ein entsetzliches Grauen, es war wie ein Wehschrei aus tiefster, zerrissener Brust:

„Laß ab von mir und dem Unglück!“

Nein — nein!

Mein Herz bäumte sich unter wilden Schlägen, warum diese todestraurige Mahnung?

Da standen ja die Vergißmeinnicht, welche seine Hand für mich gepflückt!

Weshalb versuchte er, mich in Zweifel zu stürzen? Trieb ihn der Gedanke, daß er fast dreifach die Zahl meiner Jahre trägt, wie er neulich sagte, dazu?

O, wie schlecht er mich kennt, seine Steluza, wie ich ihn strafen will!

Und ereilte mich Frau Mettens Schicksal dreifach qualvoll — ich liebe Dich, Franz! Ich liebe Franz Simolin! Weiteres soll meine Hand nicht hinzufügen, Weiteres vertraut die Sechzehnjährige diesen Blättern nicht mehr. —

Da bringt Miß Howard die Zeitung — Franz Simolin ist nach S. gerufen, wo der Kaiserbesuch eingetroffen — waren die Vergißmeinnicht sein Scheidegruß?

Er hat einmal gesagt, er haßt es Briefe zu schreiben; ich will geduldig warten, bis er wiederkehrt. Was kann ihm, was mir ein Brief sagen?

Und nun schließe ich dieses Buch für immer mit dem jauchzenden, himmelstürmenden Worte:

„Ich liebe Franz Simolin!“

Der Reisewagen des Baron Horneck hielt vor dem Kaufhause van Geldern zur Abendzeit — es war kein mächtiges Portal, das den Eingang zu demselben bildete, nur eine breite Thür. Aber doch hielt sie ein gravitätischer Portier geöffnet, und ein wahres Lichtmeer drang aus derselben hervor und fiel über die alten grauen Steinstufen bis hinunter auf den Wagenschlag, auf welchen Baronesse Gela eben vorsichtig ihr Füßchen setzte, nachdem ihr Vater den Wagen verlassen.

Er war schmal, wenn auch nicht übermäßig klein, dieser Fuß, und er stak in einer eleganten Hülle, deren durchbrochene Lederverzierungen den zarten, rosaseidenen Strumpf zeigten.

„Die Herrschaften werden gebeten, hier in dem für Sie reservirten Zimmer abzulegen“, sagte ein herbeispringender Diener.

Die Halle war reich mit Topfgewächsen geschmückt und mit Teppichen belegt wie die alten, den Anforderungen der Neuzeit gegenüber etwas engen Steintreppen. Was aber dem Geldernschen Stadthause an Reinheit und Eleganz des Stils abging, ersetzten sein ehrwürdiges Alter und der überall waltende Comfort. Es war der Palast eines verarmten Grafengeschlechts gewesen, eh es in Geldernschen Besitz übergegangen.

„Behaglich warm“, sagte der Baron, während er seiner Tochter half, aus Capuze und Mantel zu schlüpfen, „sie lassen es nicht an Aufmerksamkeiten fehlen. Willst Du Dich ein wenig erfrischen, Gela?“

Er wies dabei auf ein kleines Buffet.

„O nein, Papa!“ erwiderte sie vom Spiegel her, wo sie ihre rosa Seidentoilette ordnete, denn sie hatte die Fahrt in vollem Putz gemacht. „Ich habe ein so schweres Herz — unter all den Parvenues und dem Glanz, welchen sie dort oben entwickeln werden, was wird da mein leichtes Seidenfähnchen sagen? Wären nicht glücklicherweise Spitzen modern, und ich hätte die von Mama's Brautkleid verwenden können, es wäre gar zu pauvre gewesen“.

„Mein Kind, Deine Frische, Deine Grazie und Dein Name sind doch auch Dinge —“ Sie seufzte und drehte sich auf dem Absatz vor dem großen Spiegel.

„So allein kommt man sich ganz hübsch vor — aber — aber —“

„Sorge, daß Du bald einen Gatten hast, der die Schneiderrechnungen gar nicht ansieht, Gela!“

„Ach, Papa — Du denkst an Anton. Wenn er mir kürzlich den Hof etwas auffällig machte, so war das in Champagnerstimmung“.

„Und Champagner trinkt man heute wieder!“ war die lakonische Entgegnung. — —

Draußen fuhr ein Wagen nach dem andern vor, Schleppen rauschten über die Teppiche, Säbel klirrten, man begrüßte sich hie und da halblaut.

„Es ist, wie das Treiben bei Hofe“, sagte die kleine Baronesse, als sie am Arme des Vaters heraustrat.

„Nur, daß hier der bürgerlich-einfachste Name schwerer wiegt, als dort der hochtönendste“, erwiderte der Baron.

„Ich bin froh, daß Steluza von ihrer unglücklichen Idee zurückgekommen“ —

„Mein Kind, auch das hätte man übersehen, wenn“ —

„Ach, wenn, Papa!“ sie seufzte dabei sehr schwer. Auf der Treppe streiften sie einen Offizier.

„Ah, Hendrich, — will zum ersten Male in der Hauptmannsuniform der Welt sich zeigen?“

„Ja, Papa — nicht mit der lustigsten Stimmung. Mein Souper für die Kameraden hat die letzten güldenen Dukaten springen lassen — ich weiß wohl, wo sie hingerathen, nicht aber, wie sie wiederholen“, sagte der hübsche junge Mann lächelnd.

„Bah, Hendrich — wenn man aussieht, wie Du, sollte man sein Glück nicht machen können? En avant, Herr Hauptmann, Baron von Horneck!“

„Papa — die Wahl, das ists. Die Eine ist hübscher, die Andere reicher, die Dritte klüger“.

„Du warst kürzlich sehr engagirt mit der gräflichen Wittwe!“

„Sie ist charmant, Papa, und ich hatte das Gefühl, ihr nicht zu mißfallen. Alle diese Mädchenschönheiten mit dem steten Ja und Nein und dem gleichmäßigen Lächeln —

„Ah, wie galant", rief Gela.

„Ma chère, Du bist eine Ausnahme" —

„Ich wünsche Dir Glück, mein Sohn!"

„Schön Dank, Papa!"

Neu Ankommende trennten die Drei.

Oben, in dem ersten Salon stand Herr van Geldern, die Gäste zu empfangen, der Thür nahe, er war höflich. Elegant gekleidet, lächelnd, mehr der Mitte zu, befand sich Frau Eveline im lichten Lilaatlaskleid und einer Wolke von Spitzen, mit blitzenden Diamanten und einer kindlich-schüchternen Miene — als sei es ihr erstes Debüt als Wirthin.

Onkel Fridolin glitt mit seinem Tanzschritt zwischen ihr und dem Hausherrn hin und her und stand allen Fragenden mit der größten Freundlichkeit Rede und Antwort darüber, daß die drei Töchter des Hauses, die Gräfin Borowsky, Madame Gertrud Böchling, und Fräulein Steluza in den anstoßenden Salons zu finden seien.

Andere Fragen, die nicht minder dringend waren, wenn man sie auch mit etwas gleichgiltiger Miene vorbrachte, bezogen sich darauf, ob es wahr sei, daß man den Prinzen Z. nebst seiner Gemahlin, den Gesandten im Orient, erwarte, der seit kurzer Zeit in der Residenz weilte. Herr van Geldern stand längst durch seine Geschäftsverbindungen in der Levante mit ihnen in Beziehung.

Und Onkel Fridolin erwiderte dann auf das Gewissenhafteste: Ja! und es sei eigentlich nur zu Ehren Seiner Durchlaucht des Prinzen und ihrer Hoheit, der Frau Prinzessin, daß nach vierzehn Tagen, denn längere Zeit war seit der letzten großen Soirée noch nicht vergangen, schon wieder ein Rout stattfinde.

„Und ist es wahr, daß wir die ersten Größen der musikalischen Welt hören werden? Daß die M. singt und die G.?"

„Und der göttliche N.?"

„Ja wohl, meine Gnädige?"

„Und daß die allerliebste B. im Kostüm der Heimat der Prinzessin erscheinen wird und Grüße von dort bringt?"

„Es ist eigentlich Hochverrath, Ja zu sagen, aber Ihnen gegenüber, gnädiges Fräulein —" Onkel Fridolin war sehr galant und legte betheuernd die Hand auf's Herz.

„Oh, dies charmante Geldern'sche Haus — es gibt kein zweites, in dem man sich so gut amüsirt — entre nous soit dit!" Und dann drehte sich das gnädige Fräulein um und flüsterte einer etwas überreifen Comtesse zu.

„Es ist Alles wahr — was das Geld nicht vermag — man könnte sich fast ärgern".

„Wenn man nicht mit genösse, gewiß!" Das schwarzäugige Fräulein hatte noch etwas, das sie wissen mußte, sie faltete wie ein bittendes Kind die Hände:

„Oh, mon cher Monsieur van Geldern, ganz heimlich müssen Sie mir noch sagen, wenn Sie nicht wollen, daß ich an Alpdrücken sterben soll — ob Franz Simolin auch hier sein wird. Das wäre zu interessant — zu interessant. Man hat uns erzählt, daß er im Hause van Geldern verkehrt hat, damals, als die reizende Steluza den Gedanken hatte, Künstlerin zu werden. Mein Himmel, warum gab sie ihn auf? Welch ein Talent ist der deutschen Bühne in ihr verloren gegangen! Aber, Franz Simolin! Zufällig habe ich den Diener etwas examinirt, welcher die Einladungen austrug. Man weiß doch gern, mit wem man zusammenkommt, nicht wahr, das ist pardonnabel? Und da zeigte er auch „Franz Simolin". Kommt er? Natürlich, spielen wird er nicht, aber Sie lieber, guter Herr van Geldern, Sie stellen ihn mir vor? Bitte, bitte, nicht vergessen!"

„Franz Simolin ist seit einem Monat in S., die Karte wird ihn gar nicht erreicht haben — Sie wissen, das war nur Formsache“.

„Wie schade, zu schade!“

Die Damen gingen weiter, und die lebhafte Brünette raunte der Comtesse zu:

„Die jüngste Tochter kann einen doch geniren, ich bitte Dich, sie war regelrecht aufgetreten und offiziell, also in Schminke“.

Die Andere lachte. „Und bei uns ist man es privatim, wie man glaubt, aber öffentlich sichtbar doch“.

Eine lauttönende Glocke gab dem Hausherrn und den Gästen das Signal, daß die fürstlichen Herrschaften nahten.

Frau Eveline legte ihren Arm in den des Gatten, und er führte sie rasch die Treppe hinab, an deren Fuße es die hohen Gäste begrüßen hieß; zwei Blondinen, die Gräfin Borowsky und Madame Böchling, rauschten in Hast durch den Vorsaal, um am Eingang der Gemächer ihre Verbeugungen zu machen.

„Onkel Fridolin, suche doch die Kleine“, rief Frau Gertrud hastig, „sie ist sonst wieder im Stande, den ärgsten Etikettefehler zu machen“.

Und der eben so gehorsame wie nützliche Herr trippelte suchend hin und her, während Herr Jakob van Geldern die Prinzessin führte, und der Prinz Frau Eveline den Arm gereicht hatte. Am Eingange machten die Gräfin und Frau Gertrud die vorschriftsmäßigen Verbeugungen und hörten die huldvollsten Worte, und schon war man im Begriff die inneren Gemächer aufzusuchen, als endlich! Onkel Fridolin mit Steluza am Arm erschien.

„Quelle beauté!“ sagte Seine Durchlaucht, „ich hätte geschworen, eine Südländerin zu sehen. Und nun ist diese Blume in einem ganz urdeutschen, nordischen Hause erblüht“.

Steluza sah feenhaft schön aus in dem weißen Seidenkleide, das sie knapp umspannte und ihre plastisch reinen Formen zur Geltung brachte. Ein florartiger, silbergestickter Stoff legte sich über die rauschende Seide, im Haar und an der Brust trug sie Vergißmeinnicht, und ein Collier von in Silber gefaßten Türkisen umschloß ihren Hals.

Auch die Prinzessin lächelte ihr zu und sagte ihr Freundliches, und dadurch verlor Herr Fridolin, wie er später behauptete, die Gelegenheit, der Hoheit zu gestehen, daß er eine wundervolle Magnolie, weiß, mit rosa Rändern, Prinzeß Z. zu nennen sich erlaubt habe.

Nach dem Niederlassen des prinzlichen Paares begann das Concert. Es war eine feierliche Stille während der Vorträge, und dann jedesmal eine brausende Beifallssalve.

Steluza hatte Onkel Fridolins Arm losgelassen und war wieder heimlich entschlüpft — sie fürchtete sich, Musik zu hören — was waren ihr alle Vorträge der Welt noch, nachdem sie ihn gehört.

Sie betrat ein rundes, matterleuchtetes Gemach, das von jenem Festraum am weitesten entfernt war. Hier standen im Grün herrliche Skulpturen, die Canova'sche Venus in prächtiger Nachbildung, ein reizender Amor, Thorwaldsens Psyche.

Sie liebte diesen Raum, er erinnerte sie an das Palmenhaus zu Jakobshalde, dort hatten auch mondweiße Ampeln aus dem grünen Gebüsch herniedergeblickt und seine hohe Stirn beleuchtet und sein stolzes Profil.

Vier Wochen waren seitdem vergangen, sie hatte Jakobshalde verlassen müssen, weil die Schwestern zum Besuch im Stadthause erschienen waren — und Simolin weilte noch immer in S. Sie wußte das nur durch die Zeitungen, welche getreulich berichteten, wie er sich täglich in der Nähe des kaiserlichen Gastes befand, die intimen Cercles durch sein

Spiel entzückte, oder durch seine geistvolle Conversation belebte und erheiterte.

Warum sollte sie denn auch mehr wissen? Sie wußte Alles in dem Einen — daß sie an seinem Herzen geruht, daß er sie liebe. Und sie konnte warten, o so geduldig, auf seine Wiederkehr. Sie begriff so Vieles in dieser Zeit — wie die Schifferbraut spinnend am Fenster sitzt und auf das Meer blickt und die Wiederkehr des Geliebten erwartet und alt und grau wird, — sie verstand, wie ein gefesselter Gefangener Stunde um Stunde hinaushorcht, ob durch die Mauern der Lärm noch nicht dringt, der ihm die Freiheit bringt — jene politische Neuerung, für die er gekämpft, gelitten. Sie verstand das Volk vom Jordan, welches, in der Welt verstreut, seit zwei Jahrtausenden auf den Messias wartet —

Sie fühlte und sah es selber täglich, daß sie schöner wurde, daß ihre Züge sich vergeistigten, und sie freute sich dessen.

Aber sein Lied, seinen leidenschaftlichen Angstschrei, seinen Warnungsruf, den hatte sie nicht wieder beachtet.

Gertruds scharf beobachtende Augen hatten sehr schnell gewahrt, daß sie sich täglich mit Vergißmeinnicht schmückte, die sie aus dem Treibhause zu Jakobshalde sich schicken ließ, wo sie einen Kranz um den Springbrunnen bildeten.

„Sie stehen Deiner eigenartigen Schönheit gut, Kleine — als Frau wirst Du zu einer minder bescheidenen Blume greifen, dessen bin ich gewiß. Aber jetzt habe ich nichts gegen diesen Einfall! Du verstehst es immer, pikant zu sein. Erst Deine Passion für die Bühne, mit der Du uns Allen einen kleinen Schreck einjagtest, dann Deine hastige Umkehr, und, enfin, Deine Liebe zur Einsamkeit. Ich fürchte, Kleine, Du wirst einmal sehr den Wechsel lieben in Allem!“

Ach, wie wenig ahnte und wußte die erfahrene Weltdame von Steluza's Herzen und ihren Gedanken!

Sie schmückte sich jetzt besonders gern; die kostbare Einfachheit, daß wußte sie, brachte ihre Erscheinung zur schönsten Geltung. Sie wollte hübsch sein, damit man es ihm sage, wenn er wiederkehre, damit sie immer festlich bereit sei, ihn zu empfangen, wenn er plötzlich einträte. Nicht für die gleichgiltige Menge, welche drüben in den Räumen auf und abwogte, lachte, kokettirte und scherzte — und zischelte und verleumdete, was sie soeben noch gepriesen, nicht für die hatte sie heute das Pariser Gewand angelegt, welches Gertrud ihr besorgt.

Weiße Blüthen mit Silberkelchen und langen, zitternden Silberstaubfäden waren als Garnitur beigefügt, die freilich hatte sie still zur Seite gelegt und wieder nach den Vergißmeinnicht gegriffen

Gertrud hatte gelacht, als sie ihr so entgegengetreten: „Voué aux germandrées!“ weiter hatte sie nichts gesagt.

Steluza strich über ihre Stirn, wie sie das Alles gedacht hatte und sagte dann:

„Ich bin eine Treulose, ich beschäftige mich zu sehr mit anderen Dingen!“

Frau Gertrud Böchling saß an der Seite der Prinzessin, welche ihr ab und zu ein Wort über die Vorträge, eine Bemerkung zuflüsterte, worauf Jene unbefangen erwiderte. Sie schien gar nicht im Mindesten durchdrungen von der Auszeichnung, welche ihr widerfuhr, wenigstens nahm sie dieselbe als etwas Selbstverständliches oder nichts Ungewöhnliches hin. Und doch wurde sie von mancher Comtesse und manchem Freifräulein beneidet; man fand es hier und da auch nicht ganz taktvoll, daß man die Herrschaften unter diesem Dache den übrigen Gästen gewissermaßen gleichstellte. Man hatte keine Estrade aufgerichtet, keine besonderen Stühle aufgestellt. Vielleicht aber, darüber konnte man sich ja informiren, war das der Wunsch des prinzlichen Paares

gewesen. Für Madame Böchlings unbefangenes Benehmen indeß fand man in den zischelnden Damenreihen gar keine Entschuldigung. Gewiß, sie hatte die Airs einer Dame der großen Welt, und ihre Toilette überstrahlte entschieden die der Hoheit.

Matte seegrüne Seide, noch lichtere Gaze darüber, die Schleppe von Sammet, der eine Nüance dunkler war, und das Alles mit flimmernden Erzbouquets übersäet — welch ein Effect! Ein Smaragden-Diadem auf dem blonden Haupt, Smaragden-Collier auf dem weißen Halse, den sie „bis aufs Möglichste, je vous assure," behauptete eine magere Rittmeisterin mit sehr altem Namen und in hohen Jahren, entblößt trug.

„Das kostet ein Vermögen!"

„Ja, meine Liebe, aber ihr Gatte kann Tausende verschwenden, ohne es zu fühlen!"

„Insupportable!"

„Ich meine beneidenswerth!"

„Die Gräfin Borowsky ist mir lieber, sie hat in unseren Kreisen gelebt und gelernt, sehen Sie nur, wie decent sie ist. Sie hat der lieben, schwerhörigen Frau von Alten ihren Platz in der vorderen Reihe eingeräumt!"

„Vielleicht, um sich dem hübschen, blonden Hauptmann, der sich da eben über ihre Stuhllehne beugt, ungenirter nähern zu können!"

„Oh, gehen Sie! Sie verleumden uns arme, wehrlosen Frauen, Herr Oberst!"

„Ihre Toilette ist so bon goût, nicht? Lila Sammet, etwas wittwenhaft, die Borowskyschen Brillanten repräsentiren nicht viel, aber sie trägt sie so chic —! Die Arme, sie muß sich ganz auf die Güte ihres Vaters verlassen".

„Bis zur Erbschaft — selbstverständlich!"

„Nein, Herr Oberst, Sie sind abominable! Als ob eine

gute Tochter auf dergleichen warten könnte — und sie ist so bonne fille, die bescheidene Gräfin",

„Meine Damen, die M. singt jetzt!"

„Rom — ist herrlich!" sagte die Gräfin Borowsky hinter ihrem Fächer.

„Ich möchte es sehen — aber mit Ihnen, gnädige Gräfin", erwiderte der Hauptmann leise.

„Die Kirchenfeste, die musikalischen Messen, Sie glauben nicht, wie das ergreift — rührt, wie man sich klein fühlt — sündig, lieber Baron!"

„Sie, Gräfin? Blickt aus Ihren Augen nicht die Seele eines Engels? Ich möchte Sie in Rom knieen sehen, — ich würde an eine Madonna glauben lernen — sie in Ihnen sehen!"

„Baron! Keine Complimente! —"

„Es war überwallendes Gefühl, — verzeihen Sie! Ich weiß jetzt, daß es kalte, unbewegliche Heilige giebt", und er zerrte an seinem blonden Schnurrbart und die melancholische Falte auf seiner Stirn vertiefte sich. Er wußte, daß ihm das gut stand, er hatte es oft vor dem Spiegel probirt. Gräfin Hildegard schlug die blauen Augen zur Saaldecke empor.

„Wie tragisch Sie Alles nehmen, Baron!"

„Was tief geht, ja! Aber warum sollten Sie auch Mitleid haben mit dem kleinen Hauptmann, dem Ketzer — ich bin nobody für Sie. Schicken Sie doch diesen Monsieur „Nobody" fort, gnädige Gräfin!

Nun war sie in wirklicher Verlegenheit, die hübsche Wittwe, sie schlug den Fächer zu und entfaltete ihn wieder, sie führte das Spitzentuch gegen die Lippen und flüsterte hinter demselben:

„Halten Sie mich für so fühllos?"

„So lange, Gräfin Hildegard, bis Sie mir das Gegentheil beweisen!"

„Du meine Seele, Du mein Herz,
Du meine Wonne, Du mein Schmerz“,

schmetterte drüben am Flügel die gefeierte Primadonna der Hofbühne.

„Das bestände in?“ — fragte schüchtern die Dame unter dem Banne der hübschen, ernsten Augen des Hauptmanns.

„Daß Sie mir sagen, ich soll nicht fort gehen — weit in die Welt, sondern — Gräfin Hildegard, in eben dieser Stunde ist mir klar geworden, daß ich entweder einen unheilbaren Schmerz in die Ferne tragen muß, oder — der Glücklichste der Sterblichen sein werde! Entscheiden Sie!“

„Mein lieber Freund, Sie sind so dringend — ich trage noch etwas wie Trauer, mein Gatte, der Graf — den ich vor zwei Jahren verlor . . . . “

Sie hatte beim Ankleiden gedacht, daß eine zweijährige Wittwenschaft doch schon endlos lange sei.

„Ich wollte eigentlich mein Leben in klösterlicher Zurückgezogenheit zubringen —“

„Mit dem Gedanken, ein Herz der Verzweiflung Preis gegeben zu haben, Hildegard?“

„Nein, nein!“

Die Pause, — man erhob sich, weil es die hohen Herrschaften thaten.

In dem kleinen Gedränge, welches dadurch entstand, gelang es dem Hauptmann, die Hand der Gräfin zu fassen.

„Als Sie heiratheten, Hildegard, war ich Fähnrich — ich wohnte Ihrer Vermählung bei — damals beachteten Sie mich natürlich nicht —“

Sie wurde immer verwirrter und es gelang ihr nicht, ihre Finger zu befreien.

„Baron, wenn man uns beobachtete!“

„Dürfte ich dann der Welt sagen, daß Frau Gräfin Borowsky großherzig genug denkt, um sich in Zukunft mit der freiherrlichen Krone zu begnügen?“

Sie hauchte ein Ja, er küßte ihre Hand, legte rasch ihren Arm in den seinen, und schritt mit ihr auf den Hausherrn zu.

„Hildegard, wollen wir bitten, das Geschehene bei dem Souper zu publiciren?“

Sie war völlig widerstandslos geworden.

„Siehst Du“, sagte sie dann, als Gertrud sie im Vorübergehen streifte, während der junge Hauptmann ein kurzes Zwiegespräch mit Herrn van Geldern hatte, „ich mußte ihn erhören. Er liebte mich ja schon als Cadett und war dem Selbstmord nahe — all die Jahre trug er sich mit der unglücklichen Liebe!“

„Aber musterhaft“, meinte Gertrud, „still und verschwiegen, wie das Grab, Niemand hätte es geahnt!“

Die Gräfin Hildegard gewahrte die leise Ironie nicht, sie war ganz Bewunderung für den treuen Anbeter.

„Sollte ich ihn aufs Neue in Verzweiflung treiben — was hat man in ähnlichen Fällen nicht schon Alles erlebt! — Papa hat mir völlig freie Wahl gelassen — ich habe in einer Unterredung gestern die Herausgabe mütterlichen Vermögens im Falle einer zweiten Heirath von ihm erbeten und das Versprechen der Gewährung erlangt“.

„Günstig für Herrn Hauptmann von Hornek!“

„Er ist zwar Protestant, aber ein so reines, weiches Gemüth — und Gertrud, sollte einem liebenden Weibe seine Bekehrung zum rechten Glauben nicht gelingen?“

„Diesen Hintergedanken hast Du ihm hoffentlich noch nicht eingestanden?“

„Wie könnte ich das!“ — —

„Noch vor dem Souper“, sagte der Baron Hornek zu seinem Sohne, „Hendrich, allen Respect, Du hast Dich als kluger Taktiker bewiesen. Der alte Geldern will bis morgen warten, überlegen, erwägen? — Sei unbesorgt, ich werde es einrichten, daß die Hoheit selber ihm noch vor der Tafel

gratulirt. Da ist mein guter Herr von Blawitz, der alle Neuigkeiten warm anbringt, dem übertrage ichs, und je geheimnißvoller ich dabei thue, um so eiliger wird er plaudern, und wenn die Prinzessin Glück wünscht, so muß ihr Wirth sein Haupt gehorsam zu der Ehre beugen!" — —

Den schönen Kopf gesenkt, die Hände im Schoß gefaltet, so hatte Steluza den ersten Theil des Concertes in dem Winterzimmer, wie man die Rotunde nannte, verträumt. Nun war der Beifall verklungen und die Pause hatte begonnen. Geräuschlos huschten die Diener mit den Erfrischungen durch die Menge, welche sich nach den Nebensälen drängte, die das fürstliche Paar durchschritt, hier und da einige freundliche Worte spendend.

Das eigenartige Summen und Rauschen, welches herüber tönte, ließ sie erwachen.

Sie hatte sich still gesagt, sie wolle immer geschmückt sein, immer bereit für ihn, denn eines Tages würde, müsse er unerwartet eintreten.

Sie legte die Hand auf das Herz, ein plötzliches, beklemmendes Gefühl durchzuckte es — wenn er jetzt einträte — wenn sie ihm zuerst unter all den fremden, spähenden Blicken begegnen müßte? Eine unerklärliche Angst befiel sie, sie sprang empor, durcheilte mehrere Zimmer, der ihr Entgegentretenden nicht achtend, dem Musiksaal zu.

Wie sie in die Flügelthür zur Rechten trat, erschien unter dem Haupteingang eine hohe Gestalt — Franz Simolin.

Sofort trafen sich ihre Blicke, wie von einem Zauber geleitet, und während sie nun unbeweglich stehen blieb, durchschritt er den weiten, meist von Menschen geleerten Raum.

Man fand es begreiflich, daß er Steluza, die Tochter des Hauses, zuerst begrüße, da ein anderes Familienmitglied nicht in der Nähe war, aber sein Name flog sofort von Mund zu Munde.

Als Steluza's kleine Hand in der seinen lag, lächelte sie wie verklärt und flüsterte: „Endlich!“

Vielleicht hätte sie in der nächsten Minute ihren schönen Kopf an seine Brust gelehnt, aber — ahnungsvoll oder selbstbeherrscht, als Mann von Welt, ließ er ihre Finger wieder los, verbeugte sich nochmals und sagte so laut, daß alle Umstehenden es hörten:

„Mein gnädiges Fräulein, soeben von der Eisenbahn kommend, fand ich die ehrenvolle Einladung und fühlte mich verpflichtet, derselben zu folgen. Nebenher habe ich auch noch den Auftrag, Ihrer Hoheit, der Frau Prinzessin Grüße zu überbringen von ihrem fürstlichen Vater — und da ich im Hotel der Herrschaften erfuhr, daß morgen die Abreise stattfindet und sie heute in dem Hause Geldern weilen — so dachte ich, das entschuldige mein Eintreffen nach ihnen“.

Steluza hörte das Alles in einer Haltung, die sie jedem Fremden gegenüber gehabt hätte — aber nur den Klang der Stimme, nicht den Wortlaut.

Dann schob sie ihren Arm in den seinen, als wollte sie ihn führen.

Nur er konnte ihr halb bittendes, halb befehlendes „Komm!“ vernehmen, die Andern meinten, sie geleite ihn hinüber zu der Prinzessin.

Als sie ihn hastig durch die Räume geführt, welche sie vorhin durchflogen im ahnenden Gefühl seiner Ankunft, und nun die Rotunde erreicht war, ließ sie ihn los, trat zurück, breitete die Arme aus, sagte jauchzend, wie befreit: „Nun habe ich Dich wieder!“ und that, was er vorhin verhindert vor den staunenden Gaffern, sie sank an seine Brust.

Ein dumpfer Seufzer klang als Antwort von seinen Lippen.

Plötzlich richtete sie sich auf und sah ihn an.

„Warum sagst Du nichts, warum küßt Du mich nicht?“

„Mein armes, armes Kind! Meine Steluza!“

Sie lauschte dem warmen Tone. „Deine Steluza — ja, das wollte ich hören!“ murmelte sie mit geschlossenen Augen.

Und wieder, wie an jenem Abend im Treibhause zu Jakobshalde, schob er sie plötzlich von sich.

„Steluza, was hat Dir das Lied gesagt, das ich mit meinem Herzblut geschrieben habe?“

„O,“ sie lächelte und zog ihn an ihre Seite nieder auf den runden Divan, „o, ich habe es nicht hören wollen! — Nein, ich lasse nicht ab, denn ich liebe Dich, ich liebe Dich!“

„Mein armes, armes Kind!“

„Nein, nicht so —“

„Steluza, kennst Du mein Leben, meine Geschichte, weißt Du, was ich erduldete, erlebte?“ —

Wieder ihr unschuldsvolles Lächeln. „Ich kenne Alles, Nichts! wie Du es willst! Sie sagen, Du seiest viel umschwärmt worden, verwöhnt von den Frauen — keine kann Dich geliebt haben, wie ich! Keine kannst Du lieben wie mich!“

„Wie schön Du bist, Steluza — so viel schöner geworden!“

„Für Dich!“

„Steluza, ich bin ein gebrochener Mann!“

„O Du, Du! Was sind Jahre? Du bist! — ich halte Dich — Du überragst sie Alle — und wenn Du meinst, der Tod faßt einmal zu bald nach Dir für unser Glück — Deine Steluza stirbt mit Dir, das fühlt sie!“

Es war ein süßes, rasendes Liebesstammeln von ihren rothen, küsseverlangenden Lippen, und er behielt den todestraurigen Blick, die marmorne Ruhe.

„Mein Kind, es ist eine Sünde von mir, in Dein Leben getreten zu sein!“

„Du böser Mann — mein Glück, ein Glück, wie es

Sterblichen nicht oft zu Theil wird! Eine Zukunft voll Sonne!“

Er hielt wie ein Vater seine weiße, seelische Hand über ihrem Scheitel.

„Steluza — dies Glück, diese Zukunft, wie deutest Du die?“

„Als schönstes Frauenschicksal — sagtest Du nicht einmal so, Franz? Als liebendes, geliebtes Weib“.

Er wollte etwas rufen, seine Mienen waren wie verzerrt, da rauschte es in der Nähe — eine Schleppe.

„Ah, Kleine, Du bist die Entführerin gewesen. Mein Herr, erlauben Sie mir eine Selbstpräsentation — Frau Gertrud Böchling, Steluza's Schwester. Wissen Sie, daß man Sie überall sucht — die Frau Prinzessin wünscht — und ce qu'une Princesse veut? Bitte, wollen Sie mir schnell folgen?“

Sie hatte schon ihren Arm in den seinen geschoben, ja, sie bewegte, Schweigen gebietend, den Fächer gegen seinen Mund. —

Steluza faßte nach dem Herzen.

„Ich glaube, ich könnte eifersüchtig werden, auf jede Frau, die ihm vertraulich naht“, aber schnell schüttelte sie wieder den Kopf. „Oh, Steluza, willst Du ihn damit verkleinern?“

Dann ging sie langsam in den Musiksaal. Noch immer wurde sein Name dort genannt; sie gab auf alle Fragen zerstreute Antworten. Endlich berührte eine weiche Hand ihren Arm.

„Ah, arme Mama?“

„Warum nennst Du mich so?“ fragte Frau Eveline.

Sie erröthete, sie hatte es unbewußt gethan.

„Ich meinte, Du seiest überanstrengt von Deinen Pflichten, Mama!“

„Mein ganzes Dasein ist eine Ueberanstrengung, Kind!“

Steluza hatte keine Antwort, sie gewahrte auch nicht, daß Frau van Geldern sich ermüdet in einen Sessel gleiten ließ, welcher dem Fenster und dessen bergenden Vorhängen möglichst nahe stand.

Ihre schwarzen Augen waren dem Eingange zugewandt, dorthin hatte ihn Gertrud geführt, von dort mußte er wiederkommen, zu ihr. Wer hatte ein Recht, ihn so lange zu fesseln? — er gehörte ihr, begriff, fühlte man das denn nicht?

Zwei Damen der haute finance nahmen das junge Mädchen in ihre Mitte.

„Finden Sie nicht, Fräulein Steluza, daß all diese Toiletten des Adels schon sehr, sehr verbraucht aussehen? freilich, man muß da eine jede ausnützen, es geht nicht anders! Aber — wenn ich mich so zeigen sollte — nein, lieber stürbe ich. Die Baronin B. trägt nun dasselbe Atlaskleid hoch und decolletirt seit Beginn der Saison, freilich mit ihrem berühmten Familienschmuck — aber Brillanten auf abgetragenem Stoff!“ —

„Wie lange er bleibt“, murmelte Steluza.

„Können Sie“, fragte die Andere, „den Virtuosen Simolin schön, bezaubernd finden? Ich nicht — und wenn alle Damen ihm zu Füßen liegen, ich habe ein Grauen vor ihm. Man erzählt auch wunderbare Dinge“.

„Wie hoch er über Alle ragt!“ sprach das Mädchen vor sich hin; „die Verleumdung kann wie das Unkraut ihm nicht bis zur Kniehöhe“.

„Er soll sehr, sehr klerikal sein!“ sagte die Erste wieder, „und die Priester seiner Kirche bemühen sich, diese Neigung zu verstärken — durch einen so fascinirenden Mann können sie in weiten Kreisen wirken“.

Der Gemahl der Andern trat heran.

„Liebe Aline, ich bin sehr entzückt von der Prinzessin!

Sie ließ mich rufen — hatte mich an der Aehnlichkeit mit dem Bruder im Süden erkannt. Sie war ungemein huldvoll, sogar von Dir und den Kindern habe ich erzählt — wärest Du nur in der Nähe gewesen, so hätte ich Dich auch geholt". Er galt sonst für einen starren Republikaner.

„Wo ist Franz Simolin?" fragte ihn Steluza.

„Nun, in der nächsten Nähe der Hoheit; sie plaudern über ihre Heimath. Ja, so ein Künstler! Aber darum kam ich ja — er wird spielen — die Prinzessin bat ihn. Er wollte zuerst nicht, aber endlich, als sie ihm sagte, sie habe vorhin schon heimlich nach seiner Geige gesandt, sie wolle unter den Klängen derselben Abschied vom nordischen Vaterland nehmen — und sie sah so wehmüthig bewegt dabei aus, da ließ er sich bekehren".

„Er wird spielen!" sagte Steluza und es war ihr, wie ein zorniges Gefühl im Herzen — spielen um der schönen Prinzessin willen, vor der Menge — ah, wer verstand ihn unter derselben?

Und wie sie nun wieder aufblickte, da sah sie ihn kommen, er führte die Prinzessin und sie plauderte mit ihm, und nicht einmal glitt sein Blick suchend umher, nach ihr, nach seiner Steluza.

Ein beifälliges Murmeln wurde ringsum hörbar, der Prinzessin und ihrer Suite folgten die meisten Gäste.

„Was wollt ihr von ihm?" hätte das leidenschaftliche Mädchen rufen mögen, „Ihr habt keine Rechte mehr an ihm, er ist mein!"

Frau Gertrud stand vor ihr und berührte ihre Schulter leise mit dem Fächer.

„Kleine, wie blickst Du böse, das steht Dir nicht. Vorhin als ich Dich im tête-à-tête mit Simolin überraschte, da sahest Du animirt aus. So muß man immer aussehen, wenn man Gäste hat. Apropos, Simolin", sie sank dabei auf

den leeren Sessel, denn der Bankier hatte sich mit seiner Gattin dem Zuge angeschlossen, welcher der Prinzessin folgte, „ich wollte Dir sagen, daß Simolin nicht so ungefährlich ist. Laß Dir nicht den Hof von ihm machen — eine Frau darf das eher wagen. Aber ein Mädchen — wenn Du mich auch nicht völlig verstehst, Kleine — er hat sehr viel Glück bei den Damen gehabt und natürlich deshalb auch ein Renommée —“

„Ich verstehe Dich!“ sagte Steluza kalt.

„Ja, man kann nicht früh genug warnen — er ist so fascinirend, eine Unterhaltung mit ihm hat schon oft Unheil angerichtet in jungen thörichten Köpfen“.

Diesmal gab das schöne Mädchen keine Antwort.

Man hatte Simolin die Geige gereicht, er stand unweit des Flügels, ein leises Rauschen und Räuspern ging durch die Menge, dann war es todtenstill — und er begann.

Bei den ersten Tönen wurde Steluza blaß, ihre Lippen zitterten, sie flüsterte vor sich hin:

„Mein Lied!“ und dann saß sie regungslos. Welche Töne, welche Klänge das waren, welch ein dämonischer Zauber.

„Eine neue Composition“, hatte er leichthin der Hoheit erwidert, als sie fragte, was er spielen würde.

Welch eine Tiefe, welch ein wühlender, zerfleischender, grausamer Schmerz sprach daraus, es war Verzweiflung, Wahnsinn. Man schauderte, man weinte ringsum, Niemand gewahrte, wie sich seine und Steluza's Augen begegneten, Niemand wußte, daß sie allein die rechte Lösung hatte, daß in ihrer Brust die Töne Worte annahmen:

„Du liebst mich — schon erfassen Dich
Die grauenhaften Schatten,
All Deine Blüthe welkt,
Und Deine Seele verblutet“.

— — daß der Schmerzensschrei ihr galt:

„Laß ab von mir und dem Unglück“

Er hatte geendet und trat zurück, erst wagte man nicht Beifall zu spenden, die Prinzessin reichte ihm die Hand, stumm, dann brach ein nicht endenwollender Sturm aus.

„Er muß wieder einmal recht unglücklich sein!“ sagte ein bedeutender Pianist in Steluza's Nähe.

Natürlich fing die bewegliche Madame Böchling diese Worte auf.

„Ist er das zuweilen?“

„Ja — bei jeder neu aufkeimenden Leidenschaft!“

„Maman“, rief die schöne Frau, „Du solltest ihm, wenn der erste Sturm auf ihn vorüber, auch danken. Es ist eigentlich Deine Pflicht!“

„Gewiß, gewiß!“ erwiderte die blonde Frau und beugte sich ein wenig vor.

Dann wandte sich Gertrud wieder an den Musikprofessor.

„Verehrter Meister, warum ist er denn unglücklich? Weihen Sie mich ein wenig ein. Er ist ja gewohnt, überall zu siegen“.

„A cause der Fesseln, welche er trägt, gnädige Frau! In ganz jungen Jahren hat er sich bekanntlich vermählt —“

„Nun ja, das weiß jedes Kind — da er aber nicht mit dieser Dame lebt —“

Steluza's dunkler Kopf tauchte zwischen den Beiden auf, jeder Blutstropfen war aus Wangen und Lippen gewichen.

„Franz Simolin hat — eine — Frau?“ fragte sie mit Anstrengung, denn der bebende Mund wollte ihr nur schwer gehorchen.

„Nun ja doch, Kleine, vor dem Gesetz! In Wirklichkeit kümmert er sich nicht um die Dame — die ihn übrigens noch immer lieben soll, sagt man nicht so, Professor?“

„Allerdings! Und darum widersetzt sie sich auch jedem Versuch, den er macht, seine Fesseln abzustreifen. Sie ist

weit älter, als er. Aber sie verließ um seinetwillen ihre Familie, opferte ihm Alles!“

„O, diese Künstlerehen!“ warf Frau Gertrud hin. „War sie schön?“

Der Gefragte nickte und richtete dann plötzlich die Blicke auf Steluza.

„Ich habe den ganzen Abend denken müssen, wem Fräulein van Geldern auffallend gleicht — jetzt weiß ichs — Simolins Frau. Ich sah sie, als er eben mit ihr vermählt war, sie waren damals die glücklichsten Menschen der Welt. Ein wenig älter erschien die Dame natürlich, aber Fräulein van Geldern sieht aus, wie eine jüngere Schwester!“

„O!“ sagte das schöne Mädchen dumpf vor sich hin.

Madame Böchling interessirte sich zu lebhaft für die Vergangenheit des berühmten Künstlers.

„Also unglücklich endete diese Liebesheirath — wie gewöhnlich! Wo lebt Frau Simolin?“

„In Paris — von wo aus sie stets Anstrengungen macht, den Entflohenen wieder zu gewinnen. Sie soll sich ganz mütterlich benehmen, ihn in ihren Briefen mon enfant nennen, ihn mit den kostbarsten Geschenken überhäufen, denn sie hat ein fürstliches Vermögen. Ja, er soll ihr auch ganz sans gêne seine neuen Passionen gestehen und beschreiben — nur duldet sie keine legale Nachfolgerin“.

„Quel joli petit scandale! Wie hieß sie, lieber Professor?“

„Sie ist eine Fürstin Dwaldowich, die Schwester des jetzt gerade vielgenannten rumänischen Staatsmannes, Michael Dwaldowich!“

Ein leiser, klagender Laut hinter den Dreien; wie sie sich wandten, gewahrten sie, daß Frau Eveline van Geldern ohnmächtig in ihren tiefen Sessel zurückgesunken war.

„Bitte, wollen Sie mir helfen, jedes Aufsehen zu vermeiden?“ wandte sich Frau Gertrud rasch entschlossen an

den Professor. Dann traten Sie Beide an den Sessel und ließen, denselben zurückschiebend, die Vorhänge darüber gleiten.

Eine kurze Weile beschäftigte sich die Blondine dort ungesehen mit der Mutter in der Fensternische, dann kam sie wieder zum Vorschein.

„Es war nur eine plötzliche Schwäche, die schnell vorüberging!“

Nun erst sah sie Steluza's bleiche Mienen, ihre Unbeweglichkeit.

„Kleine, Du mußt nicht gleich so sehr erschrecken, zwei Tropfen Eau de Cologne haben Alles wieder gut gemacht, und unsere sanfte Mama wird mit aller Grazie beim Souper präsidiren. — Nein, sieh nur, wie die Damen den Geiger umdrängen, es soll mich nicht wundern, wenn sie die Zipfel seines Fracks als Reliquie abschneiden! Uebrigens will ich Dir rathen — Du hast ja selbst den Professor gehört — ein wenig auf der Hut vor ihm zu sein, diese Aehnlichkeit mit seiner Frau Fürstin könnte sonst verhängnißvoll werden. Du kennst doch den Spruch: „On revient toujours à ses premiers amours?“

Vor Beginn der nächsten Nummer des Programms flatterte sie an die andere Seite hinüber und begann eine Unterredung mit einem berühmten Bildhauer.

Steluza sah, wie eine Gasse frei wurde, und Simolin dieselbe durchschritt, direct auf sie zu. Sie hatte sich nicht bewegt, es war ihr, als sei jeder Blutstropfen in ihr erfroren.

Nun stand er vor ihr und blickte sie an, so durchdringend, so wehmüthig.

Sie konnte lächeln, um der Leute willen, die sie beobachteten, aber es war ihr dabei, als frören auch das Lächeln auf ihren Lippen fest.

Dann setzte er sich und das Haupt dicht zu ihr hinübergeubend sagte er: „Steluza! —“

Bayerische Staats-Bibliothek München

Sie sah ihn an und noch immer währte das unheimliche Lächeln.

„Verzeih“, flüsterte sie dann, „ich habe nicht gewußt, daß Du eine Frau hast — und nicht, daß ich ihr gleiche!“

Er fuhr zurück, als habe ihn ein tödtlicher Pfeil getroffen.

„Und eben hat man es Dir gesagt?“

„Wer hätte es früher thun sollen, Franz Simolin?“

„Ich, ich!“ stöhnte er dumpf.

„Die Aehnlichkeit, die wunderliche Aehnlichkeit“, stammelte sie, als spräche sie im Traum.

„Steluza, armes Kind!“

„Nein“, sie richtete sich dabei auf, „ich will nicht, daß Du mir das sagst, ich will nicht bedauert sein!“

„So sendest Du mich fort, Steluza?“

„Ich habe keinerlei Recht!“

„Lebewohl“, flüsterte er, „ich will es büßen, daß ich in Dein Leben trat!“

Sie sah ihn gehen und sie saß unbeweglich da, mit dem gleichen Lächeln.

Es war ihr, als höre sie Gertruds Stimme, die mahnte, man müsse nicht ernst aussehen.

„Auch nicht unglücklich!“ sagte sie vor sich hin.

Nun war das Concert zu Ende, die Paare gruppirten sich zum Souper, Frau Eveline war in ihrer gewöhnlichen gedrückt liebenswürdigen Haltung am Arme des Prinzen. Man begab sich in die zweite Etage, wo man in sechs Zimmern speiste.

War das Baron Horneck, der sie, Steluza, führte?

„Wir gehören nun mit zur Familie“, sagte er in seiner angenehmen Art, „Sie hätten sehen sollen, wie charmant die Hoheit Herrn Jakob van Geldern gratulirte, wie freundlich sie das Brautpaar begrüßte. Gela hätte Hofdame bei ihr

sein können — aber, ich zögere noch immer, so weit das einzige Kind fortzugeben".

„Wie schade, daß Herr Simolin vor dem Souper ging", hörte sie die Comtesse draußen an Fridolins Arm sagen, „ich würde sonst gebeten haben, daß wir uns ihm gegenüber placirt hätten!"

All' die vergnügten Gesichter, das Gläserklingen, das Plaudern und Scherzen um sie her!

Herr van Geldern proclamirte die Verlobung, sie umarmte die lächelnde Braut, der Bräutigam küßte ihr die Hand.

„Wie heiter Sie aussehen, mein liebes Fräulein", das sagte der Baron von Horneck wohl dreimal im Laufe des Abends.

In einem Nebenzimmer waren nur junge Paare an der Tafel, Gela neben Anton van Geldern.

Sie war den ganzen Abend sehr verstimmt gewesen, die hübsche blonde Baronesse, wenn sie das auch meisterhaft zu verbergen verstand. Ihr rosa Seidenkleid war trotz der Brautspitzen der verstorbenen Mutter die einfachste, unscheinbarste Toilette, und sie hatte es bitter empfunden, wie sehr dieselbe durch all' die Pracht der reichen Kaufmannstöchter verdunkelt wurde. Es war auch so gar keine Gelegenheit gewesen, heute die klugen Lehren der Urgroßmutter zu befolgen — all' die jungen Offiziere hatten wie Motten das Licht, den Glanz der Kaufmannstöchter umschwirrt — und sie war in die Lage gekommen, nur Einen zu begünstigen, den Sohn des Hauses, welcher allein nur Aufmerksamkeit für sie gehabt.

Sie hätte vor Zorn weinen können und legte ein Gelübde ab, es die Herren empfinden lassen zu wollen auf dem nächsten Hofball. Dort, wo fast sämmtliche junge Damen gleichviel — oder gleichwenig in die Wagschaale zu

werfen hatten, war sie ihrer Schönheit und Anmuth wegen die Gefeierteste gewesen. Und hier lagen sämmtliche ihrer Verehrer vor dem goldenen Kalbe Mammon anbetend auf den Knieen. Ja, das heischte Rache — aber wie, wie?

Sie lächelte, sie plauderte, sie hörte alle banalen Redensarten Antons freundlich an, über jeden seiner Scherze mußte sie endlos lange lachen und fand ihn köstlich.

„Jetzt muß ich eigentlich Fräulein Schwägerin sagen," meinte er, als die Verlobung Hildegards und Hendrichs publicirt war, zu Gela.

Und sie erhob das Glas und trank auf diese „reizende, intime Bezeichnung!"

Anton raunte einem Freunde zu: „Das arme Ding, ist sie nicht tout à fait in mich verliebt?"

„Aber Du nicht in sie — wie würdest Du eine vermögenslose Braut heimführen?"

„Bah, wenn Du meinst, bei mir spricht nur das Geld —"

„Es käme auf die Beweisführung an!"

„Und wenn ich die liefere?"

„Anton, Anton, was würde die kleine Bibi im Theater Americain sagen?"

„Meinst Du, ich ließe mir von Frauenlaunen imponiren? Ich habe mir schon längst überlegt, daß es eigentlich bequemer ist, eine Frau zu haben, die keine Ansprüche machen kann — denn schließlich — Papa erzählt es mir alle Tage — muß ich doch eine nehmen".

Nach diesem kurzen Dialog suchte man seine Plätze wieder, ein Toast hatte die Herren genöthigt, um die Tafel die Runde zu machen.

Man war sehr vergnügt, hier so weit wie möglich aus Augen und Hörweite der prinzlichen Herrschaften zu sein — sonst hätte man der heiteren Laune nicht so ungezwungen nachgeben können.

„Habt Ihr meinem Arrangement zu danken“, gestand der junge Herr van Geldern voll Selbstbefriedigung.

Gela führte wieder mit einem bezeichnenden Blicke ihr Glas an die rothen Lippen.

„Wissen Sie, daß Sie Augen haben, gnädiges Fräulein, die — die Einem gefährlich werden können?“ und Hände zum Küssen und einen so weißen, weißen Hals, fügte er im Stillen noch hinzu.

Gela ließ die Blicke länger auf ihm ruhen. Anton van Geldern empfand das mit Behagen, und sie geriethen im Flüsterton in immer regere Unterhaltung, und er erhielt die schönste Rose aus ihrem Strauß.

Drüben wurde die Tafel aufgehoben, man sah die hohen Gäste aufbrechen und die älteren Herrschaften den Spieltischen zustreben — man sprach auch von der Möglichkeit eines Tanzes.

Ehe das Alles aber arrangirt wurde, hatte Anton van Geldern dem Baron von Horneck und seinem Vater eine vertrauliche Mittheilung zu machen, und dann bat man, die Gläser noch ein Mal zu füllen und auf das Wohl eines zweiten Brautpaares, des jungen Herrn van Geldern und der Baronesse von Horneck, zu leeren.

Einige Mütter erblaßten leicht, die jungen Mädchen zischelten einander zu, daß sie Gela nicht beneideten, aber man sprach seine Glückwünsche auf die allerherzlichste Weise aus.

Steluza küßte eine zweite Braut und wurde von ihrem Bruder bei der Umarmung ermahnt, bald dem Beispiel zu folgen, und der Doppelverlobung eine dritte hinzufügen.

Es wurde aus dem Tanzen nichts mehr, Alles umdrängte die Familienmitglieder, ach, wie zärtlich der Dank war, wie innig die Freude — „nirgends amüsirte man sich, wie hier!“ „Die frohen Ereignisse des heutigen Abends

die beträfen gewissermaßen alle Gäste, wie eine Familiensache!“ „Und wie befriedigt der Prinz und seine hohe Gemahlin gewesen — wie sie Alles charmant gefunden, den Wirth, die sanfte Wirthin, die liebenswürdigen Töchter. Frau Böchling war von der Hoheit so comme il faut erklärt — und Steluza für eine eclatante Schönheit, und die Gräfin biete so ganz das Bild einer glücklichen Braut!“

In der Garderobe, außer Hörweite der Dienerschaft des Hauses, da klang es schon ein wenig anders.

„Hendrich von Horneck — Speculation!“

„Baronesse Gela nicht beneidenswerth um den blasirten Zukünftigen“.

„Die Böchling, eine raffinirte Kokette, und die Jüngste — hors de la ligne, sie verzehrte den Simolin beinah mit ihren Blicken, und er konnte sich wahrhaft nur durch die Flucht retten!“

„Und Alles endlich? Parvenus! Die man zum mindesten nicht von Oben protegiren und lanciren sollte!“

Herr von Horneck half. Gela in den Wagen, und stieg dann selber ein.

„Kind, das war ein befriedigender Abend — ein wahrhaft glückbringender“.

Aus der andern Ecke antwortete ihm ein leises Schluchzen.

„Ach, Papa, ich werde es lebenslang nicht vergessen, daß es in Champagnerlaune war, als er um mich warb!“

„Bah — wie und wann ist gleichgiltig, wenn das Resultat ein befriedigendes ist“.

Droben in der Rotunde, wo Franz Simolin und Steluza gesessen, sagte die Familie van Geldern einander Gutenacht; es war Sitte, daß man bei allen Familienscenen möglichst wenig Worte machte.

Steluza fügte ihrem Gruß noch eine Bitte hinzu:

„Darf ich nach Jakobshalde, morgen? Mich macht die Stadtluft krank!“

Herr van Geldern neigte bejahend das Haupt — damit war jede Frage und jeder Einwurf abgeschnitten.

Steluza lag auf der Couchette, bleich wie der faltige weiße Cachemirschlafrock, der sie umhüllte, schwarzblaue Ringe unter den größer und hohler erscheinenden Augen.

Neben ihr auf einem niederen Sessel saß Frau Gertrud Böchling in voller, bereits winterlicher Straßentoilette — sie war für eine Stunde herüber gekommen aus der Stadt, um nach der Kleinen zu sehen“.

Vom Fenster her blickte Miß Howard auf das ungleiche Schwesternpaar — ihr Wesen hatte etwas Wärmeres, Mütterlicheres bekommen, seit sie Mitwisserin von Steluza's süßem Geheimniß geworden.

„Zu denken, daß Du nun all' dem entsagen mußt, dem heutigen Verlobungsfeste im elterlichen Hause, der Feier auf Horneck — ich glaube, der gute Baron stürzt sich deshalb kühnlich in eine neue Schuld — und endlich, ja, Kleine, bis dahin mußt Du besser werden, bis zu dem Feste, welches Ludwig und ich im Stadthotel geben werden. Wir wollen den Residenzlern beweisen, daß man in unserer nordischen Handelsstadt auch mit Geschmack zu arrangiren weiß!“

Das schöne Mädchen schüttelte langsam den Kopf.

„Ah, Kleine, man muß sich selbst vertrauen. Miß Howard hat mir doch gesagt, daß der böse Starrkrampf nur zweimal wiedergekommen ist, und die Aerzte brachten solch gute Berichte, daß sich unsere kleine Mama entschloß, heute und morgen nicht herauszukommen — voilà! Du bist jung, das ist die Hauptsache.“

Steluza faltete ergeben die Hände. „Wenn Du wüßtest, Gertrud, wie wenig ich mich nach Festen sehne,“ sagte sie matt.

„Aber — das ist eben krankhaft! Was in aller Welt hat ein junges Mädchen denn sonst zu denken? Toiletten, Amüsement, das ist ihr ganzes Repertoire. Wie war ich anders. Und Du, wie könntest Du umschwärmt sein — aber Du bist stets so sonderbar. An Herzklopfen leidest Du auch! Was bewegt denn dies junge Herz? — es ist doch ganz gesund!“

„Ganz gesund!“ wiederholte Steluza mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Ich wollte sagen, ohne Impression — Du — hast entsetzlich wenig égards für die Männerwelt, das ist wahr!“ sie schlug den Sammetüberwurf etwas zurück, denn das Plaudern machte sie warm. „Wenn ich jetzt Hildegard sehe — o, Kleine, die angehende Nonne ist das Bild der schmachtendsten, liebebeglücktesten Braut, welches Du Dir nur ausmalen kannst. Sie vergißt ihren Knaben im Institut und ihre Tochter bei den Schwestern du sacré coeur völlig über ihren blonden Hauptmann. —“

„Jacques! Jacques!“ rief der Papagei, welcher jetzt seinen Platz in Steluza's Zimmer erhalten hatte.

„Mein Gott!“ sagte Frau Böchling, und sie wurde blaß, „ja, das ist eine Mahnung — Kind, hast Du Ersparnisse?“

Miß Howard war unhörbar hinausgegangen, das gewahrte die Dame erst jetzt.

„Viele!“ entgegnete das blasse Mädchen.

„Natürlich, Papa ist generös, und Du brauchst ja höchstens einmal für einen Bettler etwas. Da kannst Du helfen! Ich habe immer kleine Schulden, denn siehst Du, Unsereins reicht niemals aus. Wie viel kannst Du mir geben? Mama hat sehr beigesteuert, aber weißt Du, sie kann ja nicht viel unbeachtet thun, namhaft bleibt meine Summe noch immer, so kommt sie denn über die erste Noth hinaus.“

„Wer?“ fragte Steluza, welche sich erhoben hatte und eine Schatulle aufschloß.

„Jakob's Wittwe!“ sagte Gertrud und nickte achtlos dem Papagei zu.

„Jakob's Wittwe?“

Frau Böchling wandte sich rasch. „Nun stehst Du da, wie ein Steinbild. Ja, der Arme ist endlich erlöst; gestern traf die Nachricht ein — ich meinte daß Mama —“

Steluza ließ sie nicht ausreden, sie umklammerte fest die behandschuhten Finger. „Gertrud, Jakob hat gelebt — bis jetzt?“

„Du weißt es also wirklich nicht, dies traurige Familiengeheimniß, Kleine? Welch' eine Charakterstärke von der Frau Eveline, so zu schweigen. Wenn Hildegard und ich fern waren, wir hatten es ja mit erlebt, so hatte sie Niemand, gegen den sie sich aussprechen konnte, denn Onkel Fridolin folgt genau Herrn Jakob van Gelderns Vorschriften!“

Ja, Frau Gertrud war ganz staunende Bewunderung für die Schweigsamkeit ihrer Mutter.

Steluza stand noch immer hochaufgerichtet vor ihr.

„Quäle mich nicht — warum lebte Jakobs Frau fern vom Elternhause? Warum galt er für todt all' die langen Jahre?“

„Mein Kind, weil er Mademoiselle Marion gefolgt war, sie in Belgien heirathete, wo sie ein Pensionat gründete, und er Commis in einem Geschäft war; sie haben nie prosperirt, die Armen — er war jahrelang krank und nun kann man dankbar sein, daß er erlöst wurde!“

„Und Ihr Alle ließet ihn in der Fremde — im Elend und lebtet daheim in Lust und Freude!“

„Pardon, mein Kind, wir unterstützten sie Beide heimlich nach Kräften — aber Herr Jakob van Geldern!“

„Fühlte er nie Regung, dem Sohne zu verzeihen?“

„Wie konnte er das? Seine Heirath befleckte die Ehre der Familie — Jakob war und mußte officiell todt sein, das war eine Nothwendigkeit!“

„Weil er der Regung seines Herzens gefolgt war?“ fragte Steluza mit blitzenden Augen.

„Weil er eine rücksichtslose Handlung begangen.“

„Gertrud — Herr Jakob van Geldern ist also ein Mensch ohne jedes Gefühl?“

„Im Gegentheil, Kleine, mit regem, unerbittlichem Ehrgefühl. Mais passons là dessus!“

„Nimm das!“ Steluza drängte ihr hastig eine strotzende Börse auf, „nimm das für die arme, unglückliche Marion“

„Sie hat ihre Koketterie schwer gebüßt“, sagte Frau Böchling. „Aber ich verplaudere mich — weißt Du, Friseur und Toilette verlangen auch gebieterisch ihr Recht. Diesmal sehen wir Franz Simolin, den interessantesten aller Menschen, nichte Er schrieb sehr höflich ab. Als ich vorhin durch die Straß. fuhr, wo er eine fürstliche Wohnung inne hat, kam er an meinen Wagen, um sich nochmals mündlich zu entschuldigen. Er ist wirklich ein Mann von ausgezeichneten Manieren, auch nach Dir fragte er, und ich sagte ihm, Du seiest krank. In der Stadt spricht man davon, daß er für längere Zeit an den Z.-Hof in der Levante geht. Ich fürchte, die hübsche blonde Prinzessin ist auch in seinem Bann.

Steluza sagte nichts; Frau Böchling erhob sich.

„Ich sinne Tag und Nacht über Ueberraschungen für unser Fest nach; hilf mir gelegentlich, Kleine — denn Du bist doch eine geniale, besondere Natur. Ludwig hat zu wenig Zeit. Was meinst Du zu einem Blumenregen, welcher die Brautpaare bei ihrem Eintritt überschüttet?“

Miß Howard kam zurück, mit Arzneiflasche und Löffel bewaffnet.

„My dear, es ist Zeit. Der Arzt hat große Pünktlichkeit empfohlen".

Steluza nahm das Dargereichte geduldig.

„Ich fürchte", sagte sie dann, „es ist doch nicht das rechte Mittel".

Frau Gertrud berührte mit ihren Lippen flüchtig die Stirn des Mädchens und wurde dann von Miß Howard hinausgeleitet.

„Nun lasse ich sie allein — sie liebt das", lispelte dieselbe mit einer Handbewegung nach dem Zimmer hin, welches sie eben verlassen hatten.

Steluza streckte sich wieder auf ihrem Lager aus, sie war sehr schwach geworden in dem kurzen Zeitraum von einer Woche, welcher zwischen dem Feste im elterlichen Hause und dem heutigen Tage lag. Ihre Augen waren gegen die Decke des Gemaches gerichtet, welches ein Zelt bildete und ganz in persischem Geschmack eingerichtet war.

„Jacques!" rief der Papagei.

„Ja", sagte sie vor sich hin, „er war auch unglücklich — armer Jakob".

Dann faltete sie die Hände über dem Herzen.

„Warum hat mir keine innere Stimme gesagt, daß ich als ich „Lebewohl Manfred" rief, meiner erwachenden Liebe bereits den Todesgruß sandte? Oder sagte ich: Lebewohl, Franz?"

Es knisterte in dem Kamin, sie lauschte dem Geräusch und murmelte dann: „Zu Asche — ah, hier innen brennt und schmerzt es fort und fort und nichts kann die Gluth löschen. „O, Franz, bist Du wirklich wie sie sagen? hast Du nur ein Spiel mit mir getrieben? Folgst Du der schönen Prinzessin, um die arme Steluza zu vergessen?"

Sie faßte mit beiden Händen nach den Schläfen, wo die feinen, blauen Adern durch die weiße Haut schimmerten, und wo es pochte und schmerzte.

„Ich habe zu viel eingesetzt, bei diesem Spiel — es war ungleich!“ sagte sie nach einer Weile.

War das nicht, als antworte ihr ein Seufzer? Sie richtete sich rasch, erschreckt auf — und wie sie nach der Thür sah —

„O“, abwehrend streckte sie beide Hände aus, „das hätten Sie nicht thun sollen!“

Ja, es war wirklich Franz Simolin, der dort gestanden, der sich jetzt näherte und vor ihr, welche sich halb erhoben, in die Knie sank.

„Wenn Du jene Glocke berührst, Steluza, so kommt Deine Dienerschaft und befreit Dich von dem Eindringling und ihm geschieht sein Recht. Aber er hat dann doch erreicht, was er gewollt, er hat noch einmal in Deine schönen Augen gesehen, noch einmal Dein Herz an dem seinen schlagen gefühlt“ — und dabei hatte er sie bereits mit seinen Armen umschlossen. Sie ließ es geschehen, willenlos, mit geisterhaften Blicken, dann gab er sie wieder frei.

„Nun, Steluza, nun weise mich hinaus!“

Sie strich mit beiden Händen über die Stirn und sagte dann, wie unter einem schweren Druck: „Du weißt es, daß ich machtlos bin!“

„Wir werden Beide sterben an dieser Liebe, mein armes Mädchen!“

„Du nicht“, flüsterte sie und starrte ins Weite, „Du nicht. Es ist für die Menge nur Eine mehr; sie werden Dich umschwärmen und Dir opfern, wie sonst auch und gekrönte Frauen werden auf Dich herablächeln — es wird sein, wie immer“.

„Steluza!“

„Ja“, sagte sie in gleicher Weise, „denn Du hast ja nichts in mir geliebt, als die Aehnlichkeit mit der Gestalt Deines ersten Jugendtraumes. Du kennst das heitere französische

Wort — ich habe nie geglaubt, daß es eine so schwere Bedeutung haben könnte!“

„Mein armes Kind, wie grausam haben sie Dich aus Deinen Träumen von Glück gerissen!“ kam es mit schmerzendem Laut über seine Lippen. Man sah, er hatte ebenfalls gelitten; tiefe Furchen gruben sich um seinen Mund, dunkle Ringe umzirkelten seine Augen. Auch seiner äußern Person hatte er die gewöhnte Sorgfalt nicht geschenkt, sein Haar hing wirr um die hohe Stirn, man gewahrte deutlicher als sonst, daß es schon am Ergrauen war, sein kurzer, schwarzer Sammetrock war nachlässig geknöpft, verstäubt, als habe er einen stundenlangen Weg gemacht.

„Wer?“ fragte sie. „Ich habe Alles vergessen. Und dann war es ja meine Schuld. Als Onkel Fridolin jener schwarzen Rose den Namen Franz Simolin gab, warum that ich nicht, was ich später nicht versäumte — dort, in dem Lexicon, da konnte ich's ja ebenso gut früher lesen:

„Franz Simolin — vermählt den und den mit Fürstin Polyxene Owaldowich. Wie mich das beruhigt hätte — ich hätte nie begehrt, was meines Nächsten ist“ — —

„Steluza, wo und wie wir uns auch gesehen — ob Du als das Weib eines Andern, ich im Besitz einer Frau Dir gegenüber getreten wäre — wir hätten uns doch geliebt!“

Sie schauderte. „So entsetzlich, so gewalthaberisch, so verbrecherisch kann die Liebe sein? Nein, ich glaube es nicht — ich bin zur Stunde noch nichts Anderes für Dich — als das Ideal Deines Jugendtraumes!“

Er faßte ihre Hand und sah ihr fest in die Augen.

„Es giebt ein Höchstes und Heiligstes für mich, bei dem ich noch nie geschworen, das ist das Andenken an meine Mutter! Bei dem, Steluza, schwöre ich Dir, ich habe von

der Aehnlichkeit mit jener unglücklichen Frau nicht früher gewußt — als bis Dein Mund mir davon sprach".

„So wäre es unbewußt — und doch, doch gleiche ich ihr".

„Ja!" sagte er, „aber nur äußerlich. Dein Herz und Dein Geist sind aus anderem Stoff".

Sie sah vor sich nieder. „Nein, Franz, wir haben noch ein Gemeinsames — die Liebe zu Dir!"

Es war eine Pause; er betrachtete in derselben ihre bleichen Züge.

„Wie sehr Du gelitten hast, Steluza!"

„Und auch Du, Franz!"

„Ja, unter Selbstvorwürfen, unter Gewissensbissen!" sagte er grollend.

Sie strich leise das wirre Haar von seiner hohen, bedeutenden Stirn.

„Ist es wahr, Franz, daß Du Dich gerne in den Schatten des Kreuzes flüchtest?"

Er blickte finster herab auf den Boden.

„Ich habe vergeblich mit mir gerungen und kein Gebet hat mir Linderung gebracht".

„Warum", flüsterte sie, „wenn Du ankämpfst gegen diese unglückliche Neigung, „warum kamst Du wieder?"

„Steluza", rief er in namenloser Qual, „wie viele Fragen habe ich mir selbst gestellt — und alle, alle waren nutzlos!"

Er setzte sich auf den Schemel zu ihren Füßen, sie legte die schlanke Hand auf seinen Kopf, so saßen sie lange wortlos, betäubt, berauscht von dem glücklichen Gefühl, einander nahe zu sein.

Endlich sagte das schöne Mädchen mit ihrer sanften Stimme, aber in einer plötzlich von Erfahrung sprechenden Weise: „Franz, zwischen ihr, welche Du eine Unglückliche nennst — und mir, die Du vielleicht zuletzt, aber, ich fühle

es ja, unermeßlich liebst — waren viele Stufen. Ich frage nicht, aber erzähle mir von ihr, der ich gleiche".

Er neigte das Haupt; der geprüfte, welterfahrene Mann, der berühmte, göttergleich angebetete Künstler, er war so demüthig, so gehorsam wie ein Kind.

„Als ich sie zuerst sah, im Hause ihres Vaters, da hatte ich nichts, als meine Kunst, meine Jugend, noch keinen Namen, noch stand ich im Kampfe mit meiner Existenz — ich wurde ihr Lehrer — und ich liebte sie, und eines Tages, als ich meine Entlassung erhielt von ihrem argwöhnischen Vater und trostlos und mit mir selber zerfallen in meiner Mansarde saß, da trat sie ein. Sie kam öffentlich zu ihrem Geliebten, weil sie in das Vaterhaus nicht mehr zurückkehren wollte, aus dem man ihn gewiesen wie einen Bettler. Und mit ihr hatte Fortuna mein Gemach betreten — ich liebte den Luxus, obwohl in Armuth erwachsen. Unter den Palmenhainen, die sie um mich her schuf, in den fürstlich ausgestatteten Gemächern konnte ich besser componiren, vor der auserwählten Gesellschaft, von der ich mich verstanden glaubte, schwungvoller spielen. Dem Sohn der Pußta war Hofluft — Lebensluft. Wie von selbst kam das Alles dem Gemahl der Fürstin Polyxene entgegen. Die Welt mag es nicht glauben, sie sagt, das echte, rechte Genie ringt sich durch — ich sage Dir: Ihr danke ich Alles, Alles!"

Steluza athmete sehr schwer. „Und Du hast es ihr schlecht gelohnt, Franz!"

Er schüttelte das Haupt. „Denke nicht engherzig von ihr. Sie ist die einzige Frau, welche mich je verstanden. Sie begriff es, daß ein Künstler nicht gebunden sein müsse — sie ließ mir alle Freiheit im weitesten Sinne des Wortes, und als sie mir nicht mehr Gattin und Geliebte war, wurde sie mir Freundin und Mutter. Das, Steluza, ist die Geschichte dieser von der Welt verkannten Frau!"

Die dunklen Augen des Mädchens blitzten plötzlich, eine heiße Gluth bedeckte ihre Wangen.

„Franz, Du liebst diese Frau —“

Er ließ sie nicht aussprechen, sondern sagte rasch, als wolle er verhindern, daß sie ihm und sich weh that: „Wie meinen besten Freund — ich habe keinen andern!“

Steluza blickte düster vor sich hin: „Als Dein Freund behandelt zu werden, ist vielleicht besser, als von Dir geliebt zu sein!“

„Kind,“ entgegnete er sanft, „glaubst Du, sie habe nicht gelitten, litte nicht jetzt noch?“

„Mehr, wie ich?“ rief sie schmerzlich.

„Willst Du wissen wie?“ Er hatte ein Briefblatt hervorgezogen, nun aber zögerte er, es ihr zu reichen.

„Gieb nur,“ sagte sie, „ich habe gewußt, daß Du ihr von mir gesprochen. Unter all den lachenden Menschen haben sie es neulich scherzend erzählt, daß Du ihr zu beichten pflegest!“

Welch ein ungestümes, herrisches Weib war aus dem sanften Mädchen geworden.

Sie warf einen Blick auf die Handschrift und zuckte zusammen.

„Das könnte auch ich geschrieben haben,“ sagte sie, auf die schlanken, festen Schriftzüge deutend.

Dann las sie laut, vielleicht unbewußt, daß sie das that, die französisch niedergeschriebenen Zeilen.

„Armer Franz!

Also wieder einmal! Und eine Reine, Engelgleiche! Ich glaube es — warum sollst Du und Dein Spiel nicht auch das Herz eines schuldlosen Wesens rühren können? Und sie liebt Dich!

Aber, weiß sie, die Arme, daß um Dich zu lieben ein Todesmuth nöthig ist? Hat sie ihn? Alle Andern sind an

diesem Mangel zu Grunde gegangen, das heißt, Du hast sie verlassen.

Es gehört der Muth — der Schande dazu. Das ist ein hartes Wort, aber ein wahres. Ich habe ihn gehabt, als ich zu Dir kam — konnte ich wissen, daß Du Dein gesetzlich Weib aus mir machen würdest? Du thatest es — dann mußte ich neuen Muth haben, den des Unglücks. Den habe ich mir erhalten bis heute.

Ich habe die Kraft gehabt, an dem Princip festzuhalten, daß nur Eine den rechtmäßigen Namen Deiner Gattin trägt — ich! So oft Du an diesen Fesseln gezerrt hast, Du konntest sie nicht lösen — ich will nicht. Ich liebe Dich, und was man liebt, giebt man nicht frei. Ich habe den Falken an der Schnur, sie ist lang, er fühlt sie nicht — nur wenn er davon fliegen will.

So ist es jetzt — ich will wieder nicht. Ich sage Dir, was ich früher gesagt, wir gehören beide der katholischen Kirche an, die gestattet nur eine räumliche Scheidung. Du wirst niemals — das gelobtest Du Deiner Mutter — Deinen Glauben wechseln, ich nicht, weil ich Dich halte — das ist die Fußfessel des Falken.

Und nun zu ihr. Sie hat die Kühnheit, Dich zu lieben, das Glück, von Dir geliebt zu sein! Warum soll sie aber überglücklich sein, wenn ich leide? Ich gebe Dich nicht frei. Mag sie doch den Muth der Liebe haben und freiwillig zu Dir kommen, freiwillig Dir folgen, den Muth der Schande, und dem Urtheil der Welt trotzen!

Sie liebt Dich! Franz Simolin! was kann ihr die Heimath sein, was das Elternhaus, was die Welt!

Erzähle ihr von Polyxene, von Deiner Mutter, Deinem Freund!

Polyxene."

Steluza ließ das Papier sinken, es flatterte geräuschlos auf den dicken persischen Teppich; sie biß die kleinen, weißen Zähne tief in die rothen Lippen.

„Welch' eine Frau, Franz! Ich begreife, daß sie Dein Freund ist, begreife, daß sie Dich nicht lassen kann!"

Er senkte den stolzen Kopf auf ihre bebenden Hände.

„Steluza, ich bin seit Jahren nicht gewöhnt gewesen, zu bitten. Und ich habe diese eiserne Frau gebeten, wie ein Kind seine Mutter um ein verweigertes Spielzeug. Ich habe ihr gesagt, daß Deine Eltern, Deine Lebensstellung —"

„Oh", fiel das schöne Mädchen ein, „sie hat Recht, das kann nicht dabei in Frage kommen!"

„Sie bleibt beharrlich", fuhr Simolin fort, „und uns nur — der Abschied!"

„So — hast Du entschieden?" fragte sie.

„Mußte ich es nicht, mein armes Lieb? Als Mann von Ehre, als Mann von reifen Jahren. Es würde mir schlecht stehen, wollte ich mit dem überschäumenden Muth der Jugend Dich an mein Herz reißen. Und so kam ich, um Abschied zu nehmen".

Sie entzog ihm die Hände und sagte in eisigem Ton:

„Vielleicht thust Du recht — Du hast dann Deinen Priestern auch keine Sünde zu beichten, sondern kannst Dich der Selbstüberwindung rühmen!"

„Steluza!" schrie er qualvoll.

„Es wird hier sehr leer sein!" flüsterte sie dann, „aber Du — gehst zu der Prinzessin Z. Du spielst und ziehst auch sie in Deinen Bann. — Nein", unterbrach sie sich, „so nicht, es ist vielleicht die letzte Stunde, in der ich Dich habe".

Sie lehnte sein Haupt gegen ihre Kniee und legte ihm wie vorhin die eine Hand auf die Stirn.

Nichts war lange, lange in dem Gemach hörbar, als das Geräusch seiner Athemzüge, sie kamen qualvoll aus seiner Brust.

Plötzlich zuckte sie zusammen. „Geh, Franz!“

„Warum schickst Du mich fort?“

Sie lachte, grausam, übermüthig. Weil Du in Lebensgefahr bist! Siehst Du hier, neben meiner Linken den kleinen Dolch, ich nahm ihn dem Onkel Fridolin. — Mir war soeben der Gedanke gekommen, daß ich Dich ihr dennoch nehmen könne, als ich den Dolch sah“.

„O“, sagte er, „von Deiner Hand, Du süßes Leben!“

„Nein, jetzt bist Du sicher. Und nun geh. Und eins — warte acht Tage, ehe Du der Prinzessin folgst — hörst Du bis dahin nichts von mir, dann reise ab“.

„Und du, Steluza, was sinnst Du, Kind?“

Nochmals das übermüthige Lachen. „Ich weiß nur eins, daß ich Dich liebe — und ich will prüfen, wie!“

„My dear, die Arznei!“ aber das letzte Wort kam nur gebrochen, bebend von den zitternden Lippen der Miß Howard, denn eben jetzt hatte sie bemerkt, daß ihr Schützling nicht allein war.

„Oh, Mister Simolin!“ Das Arzneiglas wurde unsanft auf den Tisch gesetzt, und sie schlug beide Hände zusammen. „What a man!“

„Miß“, sagte er in seiner kalten, imponirenden Weise, „ich schulde Ihnen Rechenschaft, wie ich, ohne Visitenkarte, hier in das Zimmer von Fräulein van Geldern gelangt bin. Durch den Park, dessen Thür nach der Waldseite ich offen fand, dann durch das Treibhaus, wo ich den Gärtner bestach. Nicht mit blankem Golde, dem ist der brave Mann wohl nicht zugänglich, sondern mit bittenden Worten, und dann fand ich selber den Weg. Sie wissen, ich liebe Steluza und wollte ich zu ihr dringen, so scheue ich den Weg nicht durch hundert Schildwachen. Wollen Sie mir verzeihen?“

„Oh, Mister Simolin!“

Er trat nochmals zu Steluza, und sie bot ihm die Lippen.

„Acht Tage, Franz — in der Stadt, nicht oben auf Schloß Hornspitz!“

Er verbeugte sich, Miß Howard hielt es für ihre Pflicht ihn in die Vorhalle zu geleiten, um der Dienerschaft gegenüber das Heimliche seines Besuches zu verwischen.

Steluza bückte sich nach dem Briefe, der noch immer dem Boden lag und schob ihn in ihren Busen, und als Miß Howard zurückkam, ließ sie geduldig sich den Arzneilöffel reichen.

„Oh — dear, what a man!“

„Ja, entsagen“, flüsterte Miß Howard, „my dear, das ist ein hartes Wort, und man kann lebenslang daran tragen!“

Steluza stand neben ihr, sie sah nicht mehr bleich und krank aus, aber sie war unruhig, fieberisch in ihrem Wesen.

„Lebenslang — das ist sehr dehnbar. Einige sterben auch an dem Entsagenmüssen“, entgegnete das schöne Mädchen.

„Wem Gott nicht die Kraft giebt —“

„Oder einen Muth, den wunderlichen Muth“, Steluza brach rasch ab. „Ich sehe besser aus, sagen die Aerzte — Miß, wissen Sie warum?“

Die Gefragte nickte. „Sein Besuch — aber wann, my dear, wollen Sie dieser beänstigenden Heimlichkeit ein Ende machen?“

„Ich denke stündlich darüber nach, Miß Howard“, sagte sie in einem seltsamen Tone.

Dann setzte sie sich auf einen niederen Sessel und verschränkte die Hände im Schooß. So konnte sie jetzt oft träumerisch dasitzen — sie hatte dann allerhand Visionen. Am häufigsten erblickte sie ein luxuriöses Zimmer, an allen Wänden desselben Bildnisse einer einzigen Person, Oelgemälde, Reliefs, Büsten, Zeichnungen, Photographien — immer Franz Simolin. Und zwischen diesen, die mit gebieterischer Strenge kein Abweichen der Gedanken duldeten, eine hohe, noch immer

imponirende Frauengestalt — sie, die den Falken an der langen, langen Fessel hielt. O, wie harmlos gütig sie ihm gestattete, aufzufliegen, hoch sich in die Lüfte zu schwingen, herab zu stoßen auf ein Wild — ah, nun ein Ruck: „Erinnere Dich, daß Du mir gehörst!“

Dort der Schreibtisch, da lagen seine Briefe, Geständnisse, Selbstbekenntnisse, Episteln an den Freund, die Mutter — philosophische Ergüsse. Und, die Cigarette zwischen den stolzen Lippen, wurde erwidert. Das Papier, welches sie im Besitz hatte, war nicht nach weichlicher Frauenart mit einem durchdringenden Parfüm behaftet — Steluza haßte das — sondern trug den leisen Geruch einer wahrscheinlich während des Schreibens gerauchten türkischen Cigarette.

Ob es jene Frau wohl noch erregte, wenn er ihr schrieb: „Ich träume wieder einmal, ich glaube, von Liebe?“ —

Ob sie wohl milder gewesen, wenn er gesagt: „Sie gleicht Dir — Dich liebe ich in ihr!“

„Mein Sohn, mein Freund, bedenke, daß Du mir gehörst!“ o, es war Steluza, als höre sie das herüberdringen in ihre Einsamkeit.

Dreimal hatte sie selber den Versuch gemacht, an Frau Polyxene zu schreiben — dreimal das Geschriebene wieder vernichtet — nein, sie konnte sich nicht demüthigen.

Fünf Tage waren seit Simolin's Besuch verstrichen, einer glich dem anderen. An jedem Morgen sagte sie sich, „Heute wird sich etwas ereignen“ — drei vergingen ohne jedes äußere Erlebniß. Sie kam sich vor, als warte sie auf ein Wunder.

Am Abend des vierten Tages stand er vor der erschreckt aufschreienden Miß Howard; er hatte wieder den Weg durch das Treibhaus genommen, diesmal, so sagte er, gewalthätig, ungesehen vom Gärtner.

„Warum kamst Du, Franz?“ fragte das schöne

Mädchen, beinah fremd und streng, „warum — ich wollte Dich rufen —“

„Sende mich fort, ich habe Dich nur sehen wollen, denn ich hatte einen entsetzlichen Traum“.

Keine Bitte konnte ihn bewegen, denselben zu erzählen, er litt noch in der Erinnerung daran.

Dann wurde der Abend zu einem Familienbild, die Drei saßen um den Theetisch, die Miß fand es für gut, den Halberfrorenen zu erwärmen, und Franz erzählte von seinen Reisen, seinen Erlebnissen.

Steluza erschien so ruhig, so ganz den Augenblick genießend.

Als Franz ging — er wollte den Weg nach der Eisenbahnstation zu Fuß zurücklegen, wie er gekommen, um alles Auffallende zu vermeiden, sagte Steluza: „Noch drei Tage!“

Er nickte, küßte ihr nur die Hand, drückte die Finger der Miß und nahm seinen Weg wieder durch das Treibhaus.

Am folgenden Morgen erschien der alte Haug nach feierlicher Meldung in dem Zimmer der Damen. Seine Mienen waren bedrückt, ja traurig sogar.

„Miß“, sagte er, „erschrecken Sie nicht nachträglich, wenn ich Ihnen sage, daß diese Nacht im Treibhause eingebrochen wurde — es ist nur ein Fenster dabei zu Schaden gekommen, und der Dieb, den wahrscheinlich eine große Leidenschaft für Blumen hergeführt, hat nichts genommen, als die letzte Blüthe der Rosenart, die wir „Steluza“ genannt haben. Dafür ließ er eine kleine Diebslaterne zurück. Wenn Herr Fridolin heute kommen sollte —“

Steluza wandte ihm ein völlig ruhiges Gesicht zu. „So ängstigen Sie ihn auch nicht nachträglich mit der Erzählung, Sie können ja etwas erfinden, lieber Haug — einen Steinwurf, einen Fall“.

„Meinen das gnädige Fräulein? Nun ja, denn ein zweites Mal dürfte mir der Einbrecher auch ein Andenken mit davon tragen. Ich bleibe von jetzt ab mit der geladenen Flinte über Nacht dort. Die Damen sind in meiner Hut, so zu sagen, und Herr van Geldern kennt den alten Haug! Da werde ich doch wohl aufpassen".

„Ich glaube, Haug, es kommt ohnedies nicht mehr vor, daß man Euren Blumen einen geheimnißvollen Besuch macht". —

„Soll mir lieb sein; wer bei Tageslicht das Treibhaus sehen will, gut, für den ist der alte Haug immer zu finden, aber zur Diebsstunde, da lasse ich Niemanden zu den meiner Obhut anvertrauten Blumen". Damit ging er.

„O, entsetzlich!" sagte die Miß, welche vor Schrecken in einen Sessel gefallen war, „er kennt Ihr Geheimniß, Steluza".

„Ja — aber er ist ehrlich und treu. Er hat warnen, nicht drohen wollen und es auf eine anständige Art gethan".

An all das dachte sie jetzt, all das zog bildergleich an ihrem Auge vorüber.

„Der Wagen der Frau van Geldern", unterbrach sie endlich Miß Howard's Stimme.

„Ah", sagte das schöne Mädchen, sich erhebend und die Hand der Gesellschafterin fassend, „Miß, ich habe eine Frage an die arme kleine Mama". —

„Ich verstehe!" nickte dieselbe, empfing die Dame des Hauses, und schloß wieder hinter ihr die Thür.

Als Frau Eveline sich aus ihrem Pelz herausgewickelt hatte mit Hilfe der Tochter, faßte sie ängstlich Steluzens beide Hände und zog sie an das Licht und sah ihr spähend ins Antlitz.

„Du siehst besser aus, Kind!"

Das schöne Mädchen nickte, als sei ihr das bekannt.

„Und Du, arme, kleine Mama, müde von allen Festen —"

„Müde auch vom Leben —“

„Ich weiß, daß Jakob elend und fern von Dir lebte; — das hat Dich bedrückt, das gab Deinen Mienen oft diesen Ausdruck der Angst und Unsicherheit!“

„Ja, ja, mein Kind!“

„Warum aber, Mama, vermochtest Du es nicht, Herrn Jakob van Geldern zu bewegen —“

„Still!“ sagte die kleine Frau ängstlich, „still — ich hatte kein Recht!“

„O, Du arme, muthlose Mama — es war nur, weil Du es Dir nicht nahmest.“

„Still, still!“

Es klang, als sage sie das unter Qualen.

Steluza schwang die Quasten ihres weißen Hauskleides auf und nieder.

„Hast Du ihn sehr geliebt, Herrn Jakob van Geldern, als Du ihn heiratetest?“ — forschte sie.

„Gewiß, Steluza!“ aber sie hob dabei die Blicke nicht.

„Und würdest Du ihn Dir errungen, erkämpft haben, unter allen Verhältnissen?“

„Wie hätte ich in die Lage kommen können, meine Liebe?“

„Nimm an, Du hättest ihn kennen lernen, nachdem er bereits der Gatte einer Andern —“

„O, Steluza!“

„Würdest Du — wäre Deine Liebe so stark gewesen, um zu sündigen, um zu leiden?“ —

Das feine Gesicht Frau Evelinens bedeckte sich mit heißer Gluth, aber die Hände welche sie ihrer Tochter entgegenstreckte, waren eisig kalt.

„Laß, laß!“ wehrte sie.

„Mutter,“ sagte das schöne Mädchen plötzlich und es kam wie ein Fieber über sie, „Du bist die Einzige, welche ich außer ihm noch lieb habe. Seit ich weiß, daß Herr Jakob van

Geldern seinen Sohn von sich stieß, seitdem weiß ich auch, daß er kein Herz hat —"

„O, Steluza — Du liebst, wen?" rief die kleine Frau angstvoll.

Sie richtete sich höher auf und sagte laut und ohne Zittern: „Ich liebe Franz Simolin, den Gatten einer Andern — und er liebt mich und zwischen uns steht als Erfüllung das Gespenst der Sünde — denn sie, Polyxene Owaldovich, sie giebt ihn nicht frei."

Ein dumpfes Stöhnen drang aus der Brust der Frau van Geldern.

„Noch hebe ich meine Hände empor — noch flehe ich um Kraft, über mich selbst zu siegen — aber wer weiß, ob ich nicht doch unterliege. Moralisch habe ich bereits jedes Maß der Sünde überschritten — das sechste Gebot verspottet."

Wieder jenes Stöhnen, noch immer die gebrochene Haltung.

„Ich wußte, es würde Dich treffen! Aber — Du weißt es auch nicht, wie ich ihn liebe, wie er mich liebt."

Es war als krümme sich Frau Eveline unter Tantalusqualen.

„Die Sünde der Väter an den Kindern — es ist Wahrheit," stammelte sie und dann richtete sie sich empor; das blonde Haar hing ihr wirr an den Schläfen, ihre blauen Augen glühten —

„Es erfüllt sich an mir — es erfüllt sich!" Darauf faßte sie Steluza's Hände.

„Kind," stammelte sie, wie in Raserei; „es ist wohl das Schlimmste, seinem Kinde eine Sünde eingestehen sollen — aber wenn es die Heiligen wollen! Es ist mir, als könne das, nur das Dich retten!"

Sie schaute dann fest in die Augen der Tochter, deren erstaunte Blicke noch immer bewiesen, daß sie die entsetzliche Aufregung der Mutter gegen sich selber nicht begriffen.

Die Lippen Frau Evelinens waren todesbleich, als sie die Worte sagten:

„Du, Steluza, Du bist meine Sünde!“

„Mutter!“ schrie sie erschreckt auf.

Die kleine Frau saß zusammengekauert da.

„Ich liebte Jakob van Geldern nicht, als man mich zwang, sein Weib zu werden. Die Interessen unserer Eltern, das Geld waren die Beweggründe, welche bestimmten — aber er, er liebte mich, Kind, warm und treu, und das war's, was mich hätte rühren, was ich nie hätte vergessen sollen.

Ich hatte einer Liebe entsagt, still, mit blutendem Herzen; er war ein junger Südländer, der sich studienhalber hier aufhielt — er ging heim oder in die Ferne, und ich hörte lange, lange Jahre nichts mehr von ihm. Da sandte mich Herr Jakob van Geldern nach Nizza, meine Gesundheit machte ihm und den Aerzten Sorge. Weißt Du Kind, was noch immer an mir zehrte? Die Erinnerung an meinen Jugendtraum. Ich besaß Alles, was eine glückliche Frau sich wünschen kann, die Liebe des Mannes, blühende Kinder — Reichthum — aber vielleicht eben darum, weil für mich das Wort Sorge so ganz aus meinem Leben gestrichen war! — O, wir Frauen sind wandelbare, wunderliche Wesen.

Er wurde in Nizza gesund — wunderbar rasch gestärkt, ich blühte zu neuer Schöne auf — mein Gatte kam, er bat mich hocherfreut, meinen Aufenthalt zu verlängern, er hörte nicht auf mein Flehen: „Nimm mich mit Dir, ich habe Heimweh!“

Ich sollte muthig sein, heldenhaft noch eine kurze Trennung ertragen, die Kinder waren wohl und blühend daheim — und er verließ mich wieder.

Ich hatte keine Ahnung, was mich so schnell hatte gesunden lassen — der Freund meiner Jugend weilte dort, und er hörte es nicht aus meinen flehenden Bitten, daß ich mich

vor mir selber fürchtete, daß ich fühlte, der alte Zauber rege sich wieder — ich blieb mir selbst und meiner alten, tauben Gesellschafterin überlassen — o, warum war ich so feige, mich damals ihm nicht anzuvertrauen! Er war edel und gut und weichherzig in jener Zeit — er hätte mir verziehen, mich beschützt, mich geheilt!

So, Kind, war ich den Blicken, den leisen Liebesworten des einst und noch immer Geliebten überlassen —"

„Arme Mutter", murmelte Steluza und sie barg das bleiche Gesicht an der Schulter der neben ihr Sitzenden.

„Es war die Sonne Italiens, die Alles verschönt, der blaue Himmel, welcher die Contouren sich wieder scharf abheben läßt, das ewige, rauschende Meer, an dem wir an Mondscheinabenden auf und abgingen, Kind! Und, ich wurde eine ehrvergessene sündige Gattin".

Eine tiefe, tiefe Stille, dann sagte Frau Eveline:

„Er war so ehrenhaft, mich nicht wiederzusehen, er schrieb mir einen Brief, den ich in jenem Augenblick erhielt, als ich ohne Thränen eine Depesche gelesen, die mich an das Krankenbett der Zwillingsschwestern rief. Auch über jenen Abschiedsbrief weinte ich nicht. Als ich zu Hause anlangte, waren die Kinder außer Gefahr, aber ich wurde von dem heftigsten Fieber erfaßt. Wie ich endlich genesen, war mir alles Geschehene wie ein Traum. Nur Herr van Geldern war verändert, sonderbar verändert — ich wagte nicht, ihn zu fragen, warum er so kühl, so abgeschlossen, so ganz jetzt nur Geschäftsmann war.

Meine Krankheit, sagte meine Umgebung, habe ihn so sehr erschüttert, er sei wie ein Rasender gewesen — und dann endlich so still geworden.

Du wurdest geboren. Großer Gott, Du hattest die dunklen Augen jenes Mannes, der nie wieder hätte in mein Leben treten sollen! War denn nicht Alles ein Traum gewesen?

Ich suchte nach dem Briefe und fand ihn nicht — ein entsetzlicher Verdacht kam über mich, hatte ihn Jakob van Geldern gefunden?

War ihm meine Schuld bekannt, war er darum ein veränderter Mensch?

Aber nichts verrieth mir die Wahrheit — bis heute lebe ich unter dem Druck dieser entsetzlichen Ungewißheit — seitdem kenne ich die Sorge im Leben!"

Sie schwiegen Beide, dann faltete Frau Eveline die schmalen Hände und hob sie beschwörend empor: „Ich lebe nur der Reue, der verzehrenden Qual — weißt Du, was das heißt?

Und nun laß Dich warnen! Ich frage nicht, ob es recht war, Dir das zu sagen, ich mußte es. Du stehst an einem Abgrund, und die Stimme Deiner Mutter ruft Dir aus demselben zu: Zurück!

Ich nannte Dich Steluza — so sprach er zu mir in den weichen Lauten seiner Heimath — Herr van Geldern nahm das hin, wie eine Fantasie. Stern! O, mein Kind, selbst der Name wurde mir zum steten Vorwurf, und ich flehte die Heiligen an, Dein Herz dem Kloster zuzuwenden — sie hörten mich nicht!"

Steluza küßte die kleinen Finger und drückte sie gegen ihre Brust, vielleicht hielt Frau van Geldern das für ein stummes Gelübde.

„Und", sagte dieselbe noch einmal aufblickend, „jener Mann hieß Michael Owaldowich, Du liesest seinen Namen jetzt in jeder Zeitung, und die Frau, welche zwischen Dir und Franz Simolin steht, ist seine Schwester!"

Dann stand sie auf und faßte nach ihrem Pelz, sie hatte hinübergesehen nach der Uhr.

„Wir gehen zu einem Diner — und Herr van Geldern liebt es nicht, mich so kurz vor der bestimmten Zeit heimkehren zu sehen".

Steluza trocknete ihr die letzten Thränenspuren von den Wangen, Frau Eveline lächelte, küßte sie und ging.

„Mein Gott", sagte Steluza, „so ist jedes Lächeln ein Martyrium für sie. Welch' ein Dasein! Und die Lehre für mich daraus?"

Sie fragte das, als müsse von irgendwo ihr eine Antwort kommen — aber es blieb still ringsum bis auf das leise Ticktack der Uhr. Selbst der Papagei schlief auf seiner Stange.

Nur die größer und matter erscheinenden Augen Steluza's redeten von der schlaflosen Nacht, welche sie verbracht, auf ihren Wangen lag eine frische Röthe, in jeder ihrer Bewegungen die frühere Elasticität.

Sie war, obwohl es noch zeitig, und das Tageslicht kaum völlig sich entwickelt, doch schon in Toilette, einem warmen, schwarzen Wollkleide von der größten Einfachheit.

Sie stand eine Weile am Fenster und blickte auf die Schneelandschaft hinaus; seit Langem hatte es geschneit, in dieser Nacht rauh und wild gestürmt.

„Schloß Hornspitz wird eingeschneit sein", sagte sie vor sich hin.

„Es ist mir", meinte sie dann, „als lägen zwischen der Unterredung mit der armen Mama und mir gar nicht all jene sonst so langen Abendstunden — ich muß immer denken, sie habe mich eben erst verlassen. Noch sehe ich ihren letzten, flehenden Blick! Unglückliche Frau! Es drückt sie noch immer als Ungewißheit, was vor meinen Augen klar daliegt. Herr van Gelder fand jenen Brief, erraste, er tobte, und er gewann es endlich über sich, Der zu werden, welcher er heute ist. Und nun tragen sie Beide schon all' die langen Jahre an dieser Last des Verbergens, des sich Selbstbeherrschens — welch' ein Schergengericht über sich selber!

Und ich? Mich sah er täglich vor seinen Augen und darum war's, daß er mir jede Laune gestattete, daß die Mutter vergeblich suchte, mich dem Kloster zu gewinnen.

Was habe ich seit dem Geständniß der Mutter gewonnen? Was verloren?

Gewonnen habe ich den Muth der Offenheit, der Ehrlichkeit — den zu handeln, zu scheinen, was ich bin.

O, Frau Polyxene, Du wirst überlistet!"

Sie sagte das Alles nicht in tragischem Ton, nicht tiradenhaft, sondern einfach, natürlich. Sie hatte einen Entschluß gefaßt, und sie schien unter demselben über Nacht noch gewachsen.

Lächelnd, mit leichten Schritten trat sie an den Schreibtisch und es waren wirklich große, feste Schriftzüge, welche denen von Frau Polyxene glichen, die sie auf das Papier warf.

„Franz!

Ich gehöre Dir, ich kann nicht leben ohne Dich! Ich habe jenen Muth, den Polyxene Owaldowich fälschlich den der Schande nennt — es ist der Muth der Wahrheit. Erwarte mich bei Eintritt der Dunkelheit auf Schloß Hornspitz — heute komme ich heimlich, im Mantel der Dämmerung — morgen mag es die Welt wissen, und das Tageslicht. Es ist wahr, wer Dich liebt, kann keine andern Götter neben Dir haben.

Steluza."

Sie klingelte.

Herrisch, wie man es sonst nie an ihr gewöhnt war, befahl sie:

„Der Schnellste soll zu Pferde an die Station, um den Courierzug zu treffen, und in der Stadt dies an seine Adresse bringen und dem Herrn selber übergeben. In einer Stunde benütze ich den Schlitten!"

Der Diener verbeugte sich in sprachloser Verwunderung und ging hinaus.

Miß Howard trat durch die andere Thür ein.

„Wir fahren aus, Miß, nach Schloß Hornspitz.“

„O!“

„Sie wundern sich? Sie wissen nicht, daß heut sein Geburtstag ist?“ fragte das schöne Mädchen, und sie lachte silberhell, als Jene einfiel:

„Ohne Erlaubniß des Doctors? Nach diesem langen Stubenarrest?“

„Ich fühlte mich im Leben noch nicht so wohl. Und nun wollen wir ihm Sträuße binden, helfen Sie mir Miß!“

Welch eine Lebhaftigkeit war über das schöne Mädchen gekommen. Sie durcheilte die Gemächer, aus deren letztem man direct in das Glashaus trat.

Der alte Gärtner sah sie erstaunt an.

„Das Fenster ist bereits wieder hergestellt!“

„'S ist recht, Freund Haug“. Sie sah auf das Schild „Steluza“ — „Richtig die letzte Blume genommen — nun, wir wollen es ihm in Zukunft abgewöhnen, heimlich nach verbotenen Blüthen zu fassen.“

„Alter Haug“, sagte sie dann, „ich brauche sehr viele und sehr schöne Blumen und es kann sein, daß ich Euch das ganze Treibhaus plündere —“

„Ist's ein Freund von Herr Fridolin —?“ fragte der Graukopf etwas mißtrauisch, denn Simolins heimliche Besuche hatten ihn gegen Steluza ein wenig eingenommen — er sah noch immer nicht klar in der Sache, als was der ihn für „einen Liebhaber viel zu alt“ dünkende Mann gekommen.

„Nehmt das immerhin an, Haug“, entgegnete das schöne Mädchen, „und gebt Euer Bestes“ —

„Mein Bestes!“

Ja, er mußte es ansehen, wie bereits Steluza's Hände rechts und links griffen und brachen, was erblüht war, heimische und fremde Blumen, wuchernde und mühsam heran-

gepflegte, Rosen und Myrthen, Palmenzweige und Azaleen, Camelien und Veilchen — sie häufte Alles in einen großen Gärtnerkorb, den sie unter einem Blumentisch gefunden.

„Flink, Miß!“

„Das sieht aus wie eine Razzia!“ murmelte der Alte.

„Vergißmeinnicht, recht viel Vergißmeinnicht, das ist die Parole du jour!“ rief Steluza.

„But, my dear —“ wagte Miß Howard einzuwenden.

„Wissen Sie, wie Onkel Fridolin das nennt? Eine infiorata — welch' deutsches Wort wollen wir dafür finden?“

So plauderte sie weiter beim Pflücken; der alte Haug war verschwunden, er mochte das Treiben wohl nicht mehr mit ansehen, zum mindesten nicht gezwungen sein, hilfreiche Hand zu bieten.

Welch ein Geist war nur über Steluza gekommen? Sie sang Anfangsstrophen lustiger Lieder, sie neckte den Kakadu, der sich an seiner Kette auf- und abschwang, sie blickte den Goldfischen zu, welche sich in dem Bassin tummelten.

Nur wenige Blumen blieben als traurige Reste an Zweigen und Stämmchen zurück.

„Oh, my dear, Mister Fridolin —“

„Glauben Sie, ich fürchte ihn? Herrn van Gelder? irgend Jemand auf der weiten Welt?“ spottete das schöne Mädchen.

Dann wurde sie plötzlich ernst, nahm die beiden Schilder, welche ihren und ihres Geliebten Namen trugen und ließ sie in die Tasche gleiten.

„Ich will ihnen zuvorkommen, denn sie werden das hier doch nicht mehr dulden“, murmelte sie.

Dann kam wie Sonnenschein wieder eine heitere Stimmung.

„Miß, denken Sie noch an meinen Geburtstag und

das abscheuliche Schmetterlingsnetz, mit dem Sie doch kein Pfauenauge erjagten — o" —

„Die heiteren Schmetterlinge —"

„Die da gaukeln im Sonnenlicht", my dearest Miß Howard, nach denen habe ich nie gefragt und — heute, heute habe ich Sie so viel lieber, als damals".

Das brachte eine Rührung in den Zügen der Dame hervor.

Als Steluza mit ihr den Schlitten bestiegen, befahl sie die großen Blumenkörbe über den Pelzdecken, dicht vor ihnen zu befestigen. Dann nannte sie das Ziel der Fahrt: „Schloß Hornspitz".

Sie glitten über den Schnee, die Schellen klingelten melodisch, der Blumenduft umwogte sie in der klaren Winterluft wie eine Wolke aus dem Süden.

„Welch köstliche Fahrt!" sagte das Mädchen immer wieder, und die schwarzen Augen flammten und glühten und die Luft färbte ihre Wangen höher.

Der Weg ging bergauf und wurde beschwerlicher.

„Aber", Miß Howard wagte den Einwurf ganz leise, „er — ist doch nicht selber dort?"

Steluza schüttelte den Kopf.

„Wie hier der Sturm gehaust hat!" sagte der Diener hinter ihnen und er wies auf die vom Schnee gedrückten Fichten — schlanke himmelanstrebende Stämme hatten sich krumm gebogen unter der Last.

„Man muß abschütteln, was zu schwer ist!" sprach Steluza vor sich hin.

Nun fuhren sie auf einem Damm an dem schwarzen Teich entlang, den man vor mehr als zweihundert Jahren *hier* künstlich gegraben, um das Wasser für die Bergwerke zu sammeln.

Es war ein eigener Contrast, die dunkle Farbe des

stillen, umfangreichen Bergsee's, und die blendende Weiße der Schneedecke auf dem Damm.

Vom Wind getriebene kleine Wellen sprangen am Ufer empor.

„Oh", meinte die Miß, „das ist eine Fahrt, nicht ohne Gefahr".

„Sie haben schon einmal geglaubt, der Damm hier breche, wenn das Schneewasser zu wild von den Bergen kommt, das dem Teich zugeführt wird — und es wäre ein großes Unglück, wenn so etwas geschähe", sagte der Diener.

„Die gefährlichen Wege sind die der Alltäglichkeit", warf Fräulein van Gelder hin und spielte mit ihrem zierlichen Muff.

Drüben, jenseits des schwarzen See's lag Schloß Hornspitz; es war ein malerischer Anblick, halb Ruine, große Mauerstücken mit Lücken, Berge von Steinen, welche die Zeit und der Sturm dem Mauerwerk entrissen, dann ein wohlerhaltener Flügel von zwei Thürmen flankirt, welche freundlich der Epheu umklettert hatte.

„Es gibt Thauwetter zu Mittag, ich fühle es in meiner Schulter", sagte der Kutscher zu seinen Pferden.

„Wie verschollen", rief Steluza aus „und doch — wie herrlich! Aber nicht wahr, Miß, es muß großes Leid, großer Schmerz durch eine Brust gezogen sein, bis man an solch trüber Waldeinsamkeit Gefallen findet?"

Die Dame sann nach und hob dann den Kopf.

„Man sagt, Alles bedarf der Ergänzung, Contrast wirkt ergänzend. Meister Simolin war dort unten in der Welt an so viel Licht gewöhnt, so viel Kerzenglanz in den Salons — sollte es das nicht gewesen sein?"

Das schöne Mädchen wandte ihr die dunklen Augen zu.

„Miß, ich habe Ihnen großes Unrecht gethan, und Sie sind sehr viel klüger, als ich gedacht! Wollen Sie mir jede Gedankensünde verzeihen?"

Emmy Howard lachte. „Das klingt ja wie ein Testament! My dear —“

„O“, sprach die Andere vor sich hin, „man weiß nie, wann man an einem Abschnitt steht“.

Etwa hundert Schritt von dem alten Castell hielt der Schlitten.

„Nun bleibt nichts anderes, als zu gehen!“ meinte der Kutscher.

Sie befanden sich vor einer schmalen Brücke, nur aus roh gegeneinandergelegten Brettern hergestellt, welche über einen tiefen, mit dem schwarzen Seewasser gefüllten Graben führte. Brausend, wie durch ein Wehr, stürzte sich der Strom aus dem Teich hier herunter, das war wohl die einzige Seite, an welcher sich noch ein Abfluß befand. Die ehemaligen, in felsige Steine gegrabenen Rinnen, welche meilenweit den Bergwerken das Wasser zugeführt, waren verschüttet, seit die Gruben nicht mehr ergiebig waren.

„Dieser Graben“, sagte Anton, von der Kammerfrau ließ er sich mit Vorliebe Toni nennen, der Diener, und er sprang dabei behende von seinem Hintersitz, „führt um das Schloß, wie ein Gürtel — sie haben es deshalb auch wohl die Wasserburg genannt — jetzt ist die andere Seite natürlich trocken. Hier war eine bewegliche Brücke — fest war das Castell natürlich nicht, aber so etwas wie ein Vertheidigungswerk hatten sich die Herren von Horneck doch geschaffen. Die Familie war einst die begütertste weit und breit in den Bergen — Raubritter, natürlich, wenn das gnädige Fräulein in Anbetracht der nunmehr entstandenen Verwandtschaft gütigst entschuldigen wollen“.

Anton's Eloquenz rührte aus jenen Tagen her, in welchen er Fremdenführer in Oberitalien gewesen. Er hatte seit der Zeit noch immer eine Vorliebe für die Geschichte alter Schlösser und verfallener Kirchen.

Während er jetzt mit des Kutschers Hilfe die Blumenkörbe herabhob und den Damen aus dem Gefährt half, fügte er noch hinzu: „Erbaut 1583, von einem Horneck-Horneck, der seinen Namen dann in Horneck-Hornspitz verwandelte."

Miß Howard dankte ihm gravitätisch mit einem Neigen des Hauptes für die Information, Steluza war ihr vorangeeilt und stand jetzt auf der schmalen, geländerlosen Brücke, unter sich den gurgelnden schwarzen Strom, zur Linken den düstern Teich, an dessen fernem Rande — Anton erklärte eben dem Kutscher, daß er zwei Stunden im Umfang habe — niedere Fichten standen, zur Rechten den jähabstürzenden Graben.

„Es geht über Gefahren zu ihm — wenigstens scheinbar, das ist, was ich liebe!" sprach Steluza vor sich hin.

Sie war jetzt drüben und reichte Miß Howard die Hand.

„O", sagte die, „es dürfte eine bessere Brücke sein!"

„Er war nicht auf Damenbesuch vorbereitet", entgegnete Steluza lächelnd.

Sie schritten dann dem Thorbogen zu; eine alte Holzthüre mit Hunderten von dicken Eisennägeln beschlagen, bildete den Eingang.

Das schlanke Mädchen bewegte den Klopfer, einen häßlichen Drachenkopf, dumpf dröhnte das Geräusch an den Mauern wieder.

„Was bedeutet denn das Alles?" fragte der Kutscher drüben bei den Blumenkörben den Anton.

„Mein Lieber", entgegnete der, „es ist nicht das erste Mal, daß wir erleben, daß reiche, junge Damen so etwas für einen Künstler empfinden, was man Penchant zu nennen pflegt".

Das Wort sei eins, meinte Johann im Stillen, worunter man man sich Alles denken könne, und da das bei ihm auf nichts hinauslief, so fragte er gar nicht weiter.

Der alte Diener, welcher Steluza die Vergißmeinnicht gebracht, hatte das Thor geöffnet; vielleicht war er zu tactvoll, vielleicht auch war es nichts Ungewohntes, Verehrerinnen seines Herrn und Meisters anpochen zu sehen — er machte wenigstens ein nicht im mindesten befremdetes Gesicht.

„Wollen Sie uns und jenen Blumen den Einlaß gestatten?“ fragte die junge Dame.

Er verbeugte sich und schritt mit einem klirrenden Schlüsselbunde voran; der Hof war theilweise noch gut erhalten, eine Gallerie lief an zwei Seiten hin, dann stieg man eine Steintreppe hinauf, kam auf einen halbdunklen Corridor und betrat eine Art von Waffen- oder Speisehalle. Trophäen hingen an den Wänden, ein geharnischter Ritter mit einem Holzgesicht, das carminrothe Backen hatte, stand als stummer Hüter vor dem Eingang zu den eigentlichen Wohnräumen des Künstlers.

„Wir haben das so vorgefunden, und der Herr hat es nicht ändern wollen — obwohl er selber keine rostigen Schwerter sammelt“.

Steluza steckte dem Geharnischten einen Strauß rother Rosen in die Eisenfaust, es sah aus, als bringe er sie als Siegeszeichen von irgend einem Turnier heim.

Dann kam eine Bibliothek, alte Schränke, schweinslederne Lateiner und Griechen, und in die Gelehrsamkeit hinein ein Büffelkopf.

„Auch das fanden wir!“

Nun traten sie in das Thurmzimmer, es war weit geräumiger, als man von Außen erwartete.

„Das Arbeitszimmer!“

Dem einen Fenster war der Schreibtisch nahe gerückt, Notenpapier lag darauf verstreut, auf dem Seitentischchen standen Violinkästen, ein Flügel war in die Mitte gestellt, ein Abguß der Venus von Milo stand frei auf einem

schwarzen Postament, Krüge, Credenzschüsseln an den Wänden, Majolikavasen, hier und da hochlehnige Lederstühle, ein echt türkischer Divan, purpurrothe Seidenvorhänge an den Fenstern.

„Das röthliche Licht liebt der Meister!“

Miß Howard und Steluza begannen die Blumen zu Sträußen zu ordnen, sie in die Vasen zu stellen, sie bestreuten den Schreibtisch, die Sessel, den Boden endlich mit den buntfarbigen Ueberresten.

Wie in Verlegenheit stand der Alte da und schaute zu.

„Es ist nur“, wagte er endlich einzuwerfen, „daß ich nicht weiß, wann und ob der Meister kommt — ich bin seit gestern hier. Warum, weiß ich eigentlich nicht. Sieh nach, Ferencz, wie es auf dem Castell steht, vielleicht nisten wir uns dort einige Wochen ein, vielleicht gehen wir nach dem Süden. Seine Entschlüsse sind immer plötzlich — und wie schade wäre es, all diese Pracht würde von ihm ungesehen verwelken“.

Steluza hob den Kopf.

„Nein, guter Ferencz, er wird kommen!“ sie sagte das so patronisirend, als sei sie bereits des Alten Herrin.

Die Aussicht war eine ungemein stimmungsvolle, melancholische — auf den schwarzen See und seine düstere Fichtenumrahmung.

Steluza war noch eine Weile am Fenster geblieben, jetzt trat sie an den Schreibtisch und mit sichern Zügen schrieb sie auf das gelbliche Notenpapier jene alten Verse:

„Mein Herz in mir
Theil' ich mit Dir;
Brech' ich's von Dir,
Räch's Gott an mir!
Vergeß ich Dein,
Vergeß Gott mein —
Dies soll uns Beide
Verbündniß sein!“

Auf die Venus von Milo blickten die sanften, unschuldigen Augen von Rafaels „Madonna im Grünen“ herab — die war vergessen bei Steluza's infiorata.

Als das schöne Mädchen die schwankende Brücke wieder überschritt, warf sie die Rose, welche an ihrem Pelz hängen geblieben, in das schwarze Wasser hinab.

Die Sonne kam plötzlich voll und stechend hinter den Fichten hervor.

„Thauwetter — sagt' ich's nicht?“ brummte Johann seinen Pferden zu, und das eine wieherte lustig in die frische, klare Luft hinein.

Franz Simolins Wohnräume in der Stadt trugen allerdings einen fürstlichen Luxus zur Schau, die dicksten Teppiche milderten und dämpften jeden Schritt, die Möbel und Vorhänge von discreter Farbe und bestem Stoff, Kunstwerke der Plastik und der Malerei, hohe Palmen, große Spiegel — und zwischen dem Allen, in der langen Zimmerreihe die einsame Gestalt des Künstlers. Ruhlos irrte er umher, Steluza's Brief in der Hand.

„Sie kommt, sie ist mein — nichts wird uns mehr trennen!“ er sagte es immer und immer wieder. Er erschien jung, dämonisch schön.

Er faßte nach seiner Geige und spielte so feurige Liebeslieder, wie sie die staunende, bewundernde Menge draußen im Concertsaal nie von ihm gehört — dann plötzlich eine Dissonanz, wie ein Wehegeschrei.

„Welch ein Muth“, flüsterte er, „und welch ein Opfer! Darf es sein? Darf ich mit meinen Händen noch nach ihrem jungen Haupte fassen? Ist es nicht Frevel, ihr Leben, das aufwärts geht, an meines, das hinabführt, zu ketten?“

Zweifel und Fragen quälten ihn, und dann wieder stand das liebliche Mädchenbild vor ihm, und aus ihren dunklen

Augen las er die stille Klage: „Ich lebe ja nur in Dir — ohne Dich ist Nacht, Tod.“

Und dann träumte er von einer heimlichen Fahrt hinunter in den Süden, von einem verschwiegenen Winkel dort, wo er ein stilles Glück lebte, wie ers nie geahnt — fern dem Geräusch der Welt, dem Beifall, dem Haß und Neid der Menge — todt für die — leben nur in ihr, in Steluza.

Er streifte im Vorbeigehen an Papiere, welche auf seinem Schreibtisch lagen — und lächelte. „Das sollte auch zu einer Römerfahrt laden.“

Was war ihm das noch!

Befreundete Kardinäle aus Rom hatten ihm geschrieben über alte, bereits vor Jahren erörterte Dinge. Damals, als er sich gerade unglücklich gefühlt, hatte er hingeworfen, wie es der Wunsch seiner frommen Mutter gewesen, ihn in den Dienst der Kirche treten zu sehen — es war bei ihr beinahe ein Gelübde — seine Kunstliebe, sein Talent lehnten sich dagegen auf, aber nur mit schwerem Herzen sah Frau Simolin den Sohn in die Welt ziehen, dahin pilgern auf dem Pfade des Künstlerthums, der so lockend und so gefahrvoll zugleich war.

„Kommen Sie jetzt zu uns.“, hatte man ihm gesagt, „vertauschen Sie das Weltkleid mit dem geistlichen Gewande. Wir schützten von jeher die Kunst — denken Sie an Winkelmann, der sich erst durch uns entwickelte!“ Sie bleiben ja doch in der Welt — die Welt bleibt Ihnen!“

Heute hatte man das Thema wieder aufgenommen, der höchste Würdenträger der Kirche selber interessirte sich dafür.

Damals warf Simolin, halb schlüssig, halb unschlüssig, vor frommen Stimmen hinübergelockt, von weltlichen Armen zurückgehalten, endlich das Wort „Polyxene“ hin. Heute deutete man ihm an: „Wir haben die Macht zu binden und zu lösen — denke doch daran.“

Wie geistvoll man ihm Dieses und Jenes gesagt. Vortheile ausgemalt, ewige, kirchliche, weltliche — er lachte jetzt, warf die Papiere zusammen, verschloß sie und murmelte: „Steluza".

Dann gab er Befehle zur plötzlichen Abfahrt nach seinem Schlupfwinkel Hornspitz — wer konnte darüber staunen, man war seine unberechenbaren Launen ja gewöhnt.

In Pelz gehüllt, während der Wind mit seinen langen Haaren spielte, saß er in dem schnell dahingleitenden Schlitten — das Fahren war beschwerlich, es thaute rasch. Der Kutscher freute sich einer Art von Bahn, die ein anderes Gefährt gemacht. Simolin dachte nur eins — eh' die Dunkelheit kommt, halte ich sie für immer.

„Vorsicht" hatte in der Ecke des Briefes in kleineren Lettern gestanden, die sahen ihn fast ängstlich an, Steluza hatte sich gezwungen, das zu schreiben. Und doch — der erste Schritt mußte vorsichtig ausgeführt sein — er durfte nicht durch Uebermuth riskant werden.

Der alte Ferencz empfing ihn schweigend, den rothen Siegesstrauß des Ritters übersah Simolin, aber als er die Thür seines Gemaches öffnete, quoll ihm der Blumen-Duft entgegen.

„Sie!" sagte er und sog ihn ein und seine Augen strahlten. „Frühling im Winter! — ja, das bist Du mir, Steluza, mein Stern!"

Seine weißen Finger glitten liebkosend über die Blumen — sie hatte sie berührt.

„O, Du süßer Gruß!" sagte er drei, viermal.

Am Schreibtisch sitzend, las er den Spruch, dann faßte er nach der Feder — das sollte das holdeste Liebeslied werden, welches je erklungen. Steluza's Siegesgesang. —

Unten im Erdgeschoß stand die Castellanin rathlos an

ihrem Herde — sie hatte versucht, dem unvermuthet Heimkehrenden ein Mahl zu bereiten, nun brodelte es in den Töpfen, und kein Zeichen aus seinem Zimmer, das Ferencz herbeirief, der den Auftrag hatte, dem Meister Nachricht zu geben, daß auch für sein leibliches Wohl gesorgt sei.

Die arme, kleine Frau Krüger war ganz rathlos, ihr rundes, rothes Gesicht erglänzte in Angst und Freundlichkeit — einer Freundlichkeit, welche den strengen Ferencz zu dem Versuche, einmal ungerufen einzudringen, ermuthigen sollte. Herr Krüger handhabte in einer Ecke den Mörser.

Franz Simolin hatte die Feder niedergelegt und begann zu spielen. Welch eine Weise! War das Sirenengesang? lockte die Nachtigall?

Blühten weiße Rosen im Mondlicht und die Wasserlilie am stillen See?

Die Wellen des schwarzen Teiches gingen höher, schlugen klatschend an den Damm — der Wind heulte durch die Föhren, der Thauwind, welchen Johann prophezeit. War das ein Beifallsgebrause welches die Natur dem Meister zollte?

Und der Mittag war vorüber, und die Sonne ging gelb wie Gold unter hinter den Fichten, und der Teich sah nun noch schwärzer aus, und von den Zweigen der schwerbeladenen Tannen tropfte es herab und dann wallten Nebelschleier über den See — die Gebirgsnebel, die so plötzlich zu kommen pflegten.

Franz Simolin spielte noch immer.

Steluza war von der infiorata heiter lächelnd wie ein Kind heimgekehrt, Miß Howard hatte sie noch nie so warm-liebenswürdig gefunden. Seit Wochen hatten die Beiden das Mittagsmahl nicht unter so fröhlichem Geplauder eingenommen. Die Dame dachte mit einem leisen Seufzer vergangener Zeiten und meinte, der Gedanke, den geliebten

Mann durch die sinnige Blumenspende überrascht, erfreut zu haben, äußere seine Wirkung auf das schöne Mädchen. Und endlich gab sie nach — der Morgenwind und die lange Fahrt hatten ihr eine ungewohnte Müdigkeit gebracht, sie schloß über einem modernen englischen Roman die Augen, als sie bei der Schilderung des Interieurs angelangt war.

Steluza gewahrte das, lächelte und schlüpfte aus dem Gemach. In jedem andern, das sie dann durchschritt, stand sie still, schaute sich um, wieder mit dem eigenen Lächeln um die Lippen. In ihrem Zimmer sah sie hinüber nach dem Himmel, die Sonne schien bald sinken zu wollen.

„Arme, kleine Mama!“ sagte sie, zu dem Abbilde Frau Evelinens aufblickend, „Dir bereite ich Schmerz — und Du gerade wirst es sein, die mich am besten versteht“.

Sie nahm ein einfaches Medaillon vom Tische, es enthielt eine Locke.

„So schwarz, wie meine Haare — nun weiß ich, warum die Mama mir das gab — es soll das Einzige sein, was ich mitnehme.“

In der Vorhalle hielt sich um diese Zeit Niemand von der Dienerschaft auf, sie suchten ihr warmes Stübchen und ein Plauderstündchen.

Dann schlüpfte sie in ihren Pelzmantel, befestigte den Schleier über dem zart gerötheten Gesicht und, ohne seitwärts und rückwärts zu blicken, ging sie mit sicheren Schritten hinaus.

Da, ein Blick glitt doch hinüber nach Onkel Fridolin's Treibhause. „Das wird ihn am meisten kränken!“ sagte sie vor sich hin.

Sie schlug nicht die Fahrstraße, sondern einen Nebenweg ein.

„Der führt schneller hinüber nach dem Damme“, flüsterte sie, als müsse sie sich selber eine Erläuterung geben. „Wie

oft bin ich ihn früher gewandert, ahnungslos, daß er einst der bedeutendste Weg meines Lebens sein sollte!“

Die Sonne hatte jetzt keine Kraft mehr, die Tropfen gefroren wieder, ehe sie von den Bäumen niederglitten, aber der Wind sauste noch durch die Waldung und überall an den Abhängen hatten sich kleine Bäche gebildet.

„Wenn er mich so sähe“, lachte sie, mit der Unbequemlichkeit des Weges kämpfend.

Plötzlich war es grau um sie her — die Sonne fort — „Nebel!“ sagte sie.

Aber sie hatte auch jetzt die Lichtung erreicht, aus welcher man hinausgelangte auf den Damm.

Die letzte Fichte, an welcher sie vorbeistreifte, hielt ihren Schleier fest, sie gab ihn preis, aber sie schauderte auch leicht.

„Es war wie eine Hand, welche mich erfaßt“, flüsterte sie, „vielleicht hat die arme kleine Mama eben jetzt an mich gedacht“.

Der Nebel wurde dichter, kaum auf drei Schritt hin gewahrte sie die Gegenstände, und der Pfad auf dem Damm war schlüpfrig geworden. Das Wasser sah sie nicht, aber sie hörte sein Brausen und Gurgeln.

„Es ist gut, daß ich muthig bin!“ sagte sie sich selber tröstend.

Dann blieb sie stehen. Was war das, das leise durch das Wogengebraus klang — der Wind hatte sich gelegt — die Töne seiner Geige.

„Sein singendes Holz! Er ruft mich!“

Und plötzlich war's ihr, wie an jenem Abend, als sie das einzige Mal die Bühne betreten — was leise da unten brauste, das waren die Stimmen der Zuschauer — wie ein wogendes Meer hatte es sie damals gedäucht und dann fühlte sie seine Blicke, ihm, ihm galt ihr Ruf —

Sie breitete sehnsüchtig die Arme aus, sie war ja nun Frau Mette und nicht Astarte —

„Wohl über den Fluß, wohl über den Wald
Die süßen Töne dringen.
Die Tannenbäume horchen so still,
Die Fluth hört auf zu rauschen —“

„Franz, Franz, ich komme!“

Dann — — — — — — — — — —

Sie hatten die sämmtlichen Schloßräume erhellt, der Ferencz und der Castellan, nur das Thurmzimmer war dunkel; der Meister spielte immer noch. Hoch aufgerichtet, die großen, leuchtenden Augen wie in weite, weite Fernen schauend, stand er da, seine Geige sang nicht mehr das süße Liebeslied, er erging sich in wilden Phantasien: er sah sich als Knabe an den Knieen der Mutter, horchend zu ihr aufschauend, wenn sie ihm die Geschichten der frommen Frauen und Männer aus der Bibel erzählte — seinen Fleiß in der Schule lohnte allemal ein kleines Madonnenbild auf Goldgrund. Er hatte eine ganze Sammlung solch schimmernder Heiligenbilder — Madonnen mit sanften Augen, mit blutenden Herzen, mit dem Jesuskindlein auf dem Arm, mit sieben Schwertern in dem treuen Busen . . .

Kindheit — o, wie so weit!

Mit dem ersten Lächeln, lockend, berückend, das eine schöne Frau ihm spendete, war sie versunken. Viel Licht umfloß ihn und dann kamen wieder schwarze Stunden — und endlich war es Polyxene, schön und liebebedürftig und doch dämonisch und gewaltthätig in sein Leben eingreifend.

Und dann hätte er wieder eine Gallerie schöner Frauenbilder anlegen können, nur weltlicher blickten sie, zuweilen freilich auch mit blutendem Herzen.

Da trat sie vor seine Blicke, Steluza, weiß und rein,

wie ein Götterbild und sie legte die Finger auf die Wunde seines Herzens, sie wollte ihn heilen —

„O, Steluza!“

Aber da — war das ein Schrei, der aus seiner eigenen Brust kam?

Steluza war Astarte, sie ging auf Nebelwolken, sie hob abschiednehmend ihre weiße Hand. „Manfred, lebe wohl.“

Sein Haar sträubte sich, jetzt erst gewahrte er, daß Dunkelheit ringsum lag, daß er zu lang geträumt, zu lang gespielt — ungestüm riß er an der Glocke, sie tönte schrill durch die Räume — fast verstört erschien Ferencz auf der Schwelle.

„Sie ist nicht hier — Steluza — Fräulein van Geldern?“

„Sie fuhr am Morgen zurück nach Jakobshalde!“

„Lichter, Fackeln, Ferencz, treibt Alles auf, wir müssen sie suchen — sie ist dort unten allein in dem Nebelmeer!“

Ferencz schüttelte seinen grauen Kopf; hatte seinen Herrn plötzlich ein Fieberwahn befallen? Da stürzte er schon voran mit flatterndem Haar, mit entstellten, bleichen Mienen, dem Ausgange des Schlosses zu.

„Lichter, Lichter!“

Ein furchtbares Krachen, ein Brausen, so gewaltig, so erschütternd, so wild — die Frau des Kastellans sank in die Kniee, der alte Mann hob die Hände zum Himmel.

„Gott steh uns bei, der Damm ist gebrochen!“

Herr Fridolin van Geldern sah sehr bleich aus, als er in das Wohnzimmer seiner Nichte trat — er hatte sich formell anmelden lassen, und der Diener kam zurück und sagte ihm, das Fräulein sei nicht anwesend.

„Miß Howard!“ commandirte er dann. Er stand unweit

der Lampe, und hätte er geradeaus in den Spiegel blicken wollen, so hätte er gewahren können, daß sowohl Scheitel wie Cravatte äußerst vernachlässigt aussahen.

Miß Howard trat ein, es schien sie große Anstrengung zu kosten, sich aufrecht in jener steifen Haltung zu zeigen, welche man sonst an ihr gewohnt war.

„Miß, wollen Sie mir sagen, zu welchem Zwecke meine Nichte jene Verheerung in meinem Treibhause angerichtet — unter Ihrer Oberleitung?“

„Mister Fridolin van Geldern —“

„Warum man dem alten Haug gesagt, daß es specieller Befehl von mir sei —“

„Mister van Geldern —“

„Und wo ist endlich diese Nichte — die —“

„Mister van Geldern, darum wollte ich Sie fragen! Wo kann Steluza sein, ich suche sie seit einer Stunde vergebens, überall, o, überall —“

Sie brach unter ihrem entsetzlichen Argwohn fast zusammen.

„Damit wollen Sie sagen? —“

„Mister van Geldern — daß sie entflohen ist — zu — mit —“

Er riß seine gutmüthigen runden Augen weit auf.

„Mister Fridolin, ich bin auch schuldig, ich habe an die Ehrlichkeit Herrn Simolins geglaubt — und sie war so glücklich heut, als sie die Blumen hinaufbrachte“. —

„Da sind meine Blumen?“ fragte er und faßte ohne jede Ceremonie den hagern Arm der Dame — „da? Wer das kann! — Miß, Sie haben Recht, der kann auch bei Nacht und Nebel vom Elternhause fliehen“.

Er ließ die Weinende, Händeringende stehen und rief draußen:

„Schlitten, Laternen — alle Mann heraus in den Wald, Fräulein van Geldern hat sich verirrt!“

Oben, unweit des schwarzen Sees, des gebrochenen Dammes, stießen die Schloßleute von Hornspitz und Onkel Fridolin mit denen aus Jakobshalde zusammen.

„Nichts?“

„Nichts!“

Franz Simolin irrte ohne Kopfbedeckung hin und her; als er das schaurige „nichts“ zum dritten Male hörte und Herrn Fridolins bleiches Antlitz sah, da stürzte er ohnmächtig auf den Boden.

Am folgenden Morgen fand man Steluza, die brausenden Fluthen hatten sie mit fortgetragen bis in einen moosigen Grund, wo ein Birkenbaum seine Zweige herniederhängen ließ, welche der Sturm gebrochen. Wie schlafend hatte sie dagelegen, nur die eine Wange war leicht geritzt, — so glich sie ganz Frau Mette.

Franz Simolin hatte sie auf seinen Armen hinaufgetragen in das Thurmgemach, dort lag sie nun zwischen den halbwelken Blumen, welche sie gestern glücklich lächelnd ausgestreut hatte. Selbst Onkel Fridolin hatte er aus dem Gemache geschoben, wortlos, aber in der bittenden Miene hatte derselbe gelesen, daß Franz allein Todtenwache halten wollte.

Um Mittag kamen Herr und Frau van Geldern — auch denen wich er nicht aus, Steluza's kalte Hand in der seinen, blickte er das Elternpaar an.

„Ja, sie ist mein Opfer“ — sagte er dumpf, dann verließ er das Gemach.

Ferencz, dessen Haupt in der Schreckensnacht völlig weiß geworden, reichte ihm im Bibliothekzimmer eine Depesche.

Simolin öffnete dieselbe, sie kam von Paris.

„Zehn Uhr Abends verstarb plötzlich in ihrer Loge in der großen Oper Frau Polyxene Simolin, Fürstin Owaldovich!“

„Zu spät — zu spät!“ sagte er und gab das Papier dem treuen Diener hinüber.

Frau Eveline sank drinnen gebrochen an dem Lager nieder.

Eine Weile ließ Herr Jakob van Geldern sie leise schluchzen, dann legte er seine Hand auf ihre Schulter.

„Steh auf, Eveline, Gott hat es gut gemeint — er nahm Deine Sünde von Dir!“

„Jakob!“ schrie sie auf und starrte ihn mit einem entsetzlichen Blick an; dann murmelte sie, als habe sie ihn nicht verstanden:

„Du weißt nicht, was mir da gestorben ist“.

„Deine Sünde!“ wiederholte er kalt, dann kam es wie ein Wehlaut aus seiner Brust. „Ich habe auch einmal an einer Leiche gestanden, an der meiner Liebe — Du wandest Dich in Fieberphantasieen auf Deinem Lager und riefest einen andern Namen, als den meinen — damals war mir auch das Liebste gestorben!“

„Jakob, Jakob,“ schrie die unglückliche Frau, „Du hast Alles gewußt, all die langen Jahre?“

Er antwortete nicht, er blickte das bleiche Mädchenbild an.

„Sie ist unschuldig und doch mußte sie das Opfer sein. Ich habe darauf gewartet, daß sie untergehen würde —“

„Darum, darum,“ flüsterte die arme Frau.

Er hatte sie verstanden, daß sie meinte, darum habe er sie ungehindert jene Wege gehen lassen, die dem unerfahrenen Kinde Verderben bringen mußten.

„Ja!“ sagte er. „Jeder Beleidigte will seine Rache haben — das ist nur zu menschlich. Dies war die meine —“

„Warum nicht ich, ich?“ rief Frau Eveline.

Er sah sie mit einem langen Blick an, alle die Eisesstarre schmolz aus seinen Zügen hinweg.

„Weil ich Dich — noch immer liebe, Eveline!“

Sie jauchzte fast, sie wollte sich an seine Brust werfen, aber als besänne sie sich, daß dort nicht ihr Platz, sank sie zu seinen Füßen.

„Und ich, Jakob, mit Todesqual und Reue im Herzen, habe zu Dir aufgesehen wie zu einem Erlöser!“

Nur wenige Secunden, dann hatte er sie emporgehoben und fest an sein Herz geschlossen.

Als der Frühling kam, war der Damm an dem schwarzen See wieder makellos aufgeführt und eine feste Brücke leitete über den Schloßgraben.

An den Mauern des alten Castells wucherte der Epheu wie sonst; der Teich lag so unschuldig da mit seinem stillen, schwarzen Wasser; durch die Fichten wehte würzige Harzluft, Vögel flatterten durch die Zweige und manch' Wild huschte furchtlos hin und her. Der Schloßhof war verändert, er war in einen Blumengarten umgewandelt, und in Mitten desselben lag wie in einer Art Dornröschenschlaf das Marmorbild einer schönen Jungfrau, von einem der berühmtesten Künstler ausgeführt. Sie war wie ein Engel des Friedens, Palmen, hier vor jedem Winde geschützt, wölbten sich über ihrem Haupt und Myrthen und Rosenbüsche umblühten sie — auch für den Winter würde das hinfort sein, denn aus dem Quadrat des Schloßhofes war ein glasüberdecktes Treibhaus geworden. Nichts deutete auf Kampf an dem Bilde der Schlafenden, als die leichte Falte zwischen den Augenbrauen. Ihre herabgesunkene Linke hielt — sonderbarer Contrast — ein Amazonenschild. — „Immaculata“ war darauf lesbar. —

Franz Simolin, der Schloßherr, hatte kurze Zeit, nachdem man Steluza hier oben zur Ruhe gebettet, eine Römerfahrt angetreten — er kam von derselben zurück im Priesterkleide. Und er verließ nur selten das Schloß, Niemand in „der Welt“ hörte ihn je wieder spielen, er sandte nur geistliche Compositionen hinaus, und das Schloßthor blieb jedem Besucher verschlossen.

Jenes holde Liebeslied, dessen Text ihm Steluza gegeben, hatte er ihr in die erstarrte Hand gelegt. „Seine schwärmerischen, religiösen Ansichten mußten ihn endlich dahin führen —“ behauptete die Welt, welche mehr noch den fascinirenden, eleganten Mann in ihm vermißte, als den Künstler.

„Mich treibt die Buße zu Euch,“ hatte er seinen römischen Freunden gesagt.

Er hatte sein ehemaliges Thurmzimmer zu einer kleinen Capelle einrichten lassen, die Aussicht nach dem See verdeckten gemalte Fenster; sein Arbeitsgemach ging jetzt nach dem Schloßhofe hinaus, vom Schreibtisch fiel sein Blick auf Steluza's schlafendes Abbild.

Nicht mehr die schöne Frau Venus steht vor ihm auf schwarzem Postament, sondern ein Todtengerippe, eine realistisch getreue Nachbildung des Mannes mit Stundenglas und Sense und trägt die Unterschrift aus Dante's ‚Vita nuova‘:

„Für süß muß ich Dich halten
O Tod, und für ein freundlich Wesen;
Du bist bei meiner Herrin ja gewesen.“

Onkel Fridolin, welcher so gern lebt und alle Erinnerung an den Tod haßt, pflegt dennoch als getreuester Gärtner die Umgebung von Steluza's Ruhestätte und hier blühen, so behauptet er, die Blumen schöner und duften süßer, als unten in Jakobshalde.

Ende.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vely, E.,

Immaculata Roman von E. Vely

Breslau 1880
P.o.germ. 1829 z
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11676040-8